

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Hochwart. 1899-1902 1902

5 (1.5.1902)

Die Hochwart.

Archiv für psycho-anthropologische Forschungen und Reformen.

Abdruck der Original-Aufsätze aus dieser Zeitschrift ist verboten.

Nr. 5.

Detmold, Mai 1902.

3. Jahrg.

Alle Zuschriften und Sendungen sind an den Herausgeber zu richten.

Die neue Himmels-Mär

vom

Wunder-Pärchen.

Wir sind das Wunder-Pärchen
Und komm'n aus fernem Land,
Wir sind ein Himmels-Märchen
Von Niemandem erkannt.
Trala! Trala! Trala la, la la la la!
Trala! Trala! Wir sind das Wunder-Paar!

Wir wandern durch die Heide
Und gehn von Haus zu Haus
Und teilen alle beide
Viel Lieb' und Freude aus.
Trala! Trala! Trala la, la la la la!
Trala! Trala! Wir sind das Wunder-Paar!

Wir heilen alle Wunden
Und was da arm und krank
Und helfen Leid gesunden
Mit Lust und Frohgesang;
Trala! Trala! Trala la, la la la la!
Trala! Trala! Wir sind das Wunder-Paar!

Wir strahlen Helioda
Auf jedes Leben aus,
Von Göttern der Walhalla
Gehst un're Botschaft aus.
Trala! Trala! Trala la, la la la la!
Trala! Trala! Wir sind das Wunder-Paar!

Wir zieh'n durch weite Meere
Und Land und Städte hin
Und sammeln Friedensheere,
Verbreiten edlen Sinn.
Trala! Trala! Trala la, la la la la!
Trala! Trala! Wir sind das Wunder-Paar!

Drei Engel uns begleiten
Auf jedem Gang und Steg,
Bis wir zum Himmel schreiten
Auf einem Blumenweg.
Trala! Trala! Trala la, la la la la!
Trala! Trala! Wir sind das Wunder-Paar!

Wir zaubern Licht und Schönheit
In jedes Menschenherz,
Durch Lebensglück und Wahrheit
Muß weichen jeder Schmerz.
Trala! Trala! Trala la, la la la la!
Trala! Trala! Wir sind das Wunder-Paar!

Wir sind das Wunder-Pärchen,
Getraut im Götterland,
Und bringen Himmels-Märchen
In dieses Erdenland.
Trala! Trala! Trala la, la la la la!
Trala! Trala! Wir sind das Wunder-Paar!

Liebe und Ehe.

Was ist Liebe? Der Page in Mozarts Oper „Figaros Hochzeit“ fragt die Gräfin ähnlich so:

Ihr, die ihr Triebe des Herzens kennt,
Sagt, sagt, ist das Liebe, das hier so brennt?

Damit meint er sein junges Herz in seiner wonnigen wogenden Brust.

Don Juan singt: Reich mir die Hand mein Leben, komm auf mein Schloß mit mir! Auch er fühlt so etwas wie Liebe.

„In des Waldes tiefsten Gründen, in den Höhlen tief versteckt, ruht der Räuber aller Lübfte, bis ihn seine Notha weckt,“ also auch Rinaldo Rinaldini liebte, und ein Christus erhob schließlich die Liebe zur Religion.

Der edle Page liebt mit Verehrung, Herz und Gemüt, Don Juan mit Grazie und sinnenberauschenden Trieben der geschlechtlichen Vereinigung, der große Räuber liebt mit Charakter, Herz und Handlung, wie ein Held und Christus soll eine besondere Art Liebe gehabt haben, die sich besonders auf seine Jünger, am innigsten auf Johannes bezog, dann aber auch auf die Armen und Leidenden und schließlich auf alle Menschen, wenigstens versuchte er die Theorie aufzustellen, daß man alle Menschen lieben soll, selbst auch seine Feinde. In der Praxis hat Christus jedoch nicht consequent diese Idee durchgeführt, denn er zürnte und schalt auch „Ihr Otterngezüchte“, „hebe dich weg von mir Satan“, dieses sind Worte, die keine Liebeserklärung verraten. Auch die Austreibung der Handelsleute aus dem Tempel mit einer Peitsche zeigt, daß er mitunter sehr abwich von seiner idealen These der Allliebe. Dennoch hat später die Kirche die Idee in ihre christliche Ethik aufgenommen, alle Menschen so zu lieben wie sich selbst und Gott über alles. Aber auch die Kirchen aller Richtungen, die sich auf Christo bekennen, haben noch nie diese ideale Idee verwirklicht, denn in der Praxis weichen sie noch weit öfter von dieser Lehre ab als Christus, ja sie haben oft Haß, Feindschaft, Unduldsamkeit gepredigt und Grausamkeit verübt. Schon 2000 Jahre fast mühen sich die Christenvölker ab, die Theorie, „seine Feinde zu lieben“ in die Praxis umzuwandeln, aber es ist noch nicht gelungen.

Dennoch muß man diese Idee als eine kulturfördernde betrachten, indem sie Humanität und Menschlichkeit gefördert hat. Das Gebot Christi: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst,“ enthält in sich selbst den Widerspruch, die Unnatürlichkeit nach 2 Seiten, einmal kann man die Liebe nicht befehlen, die Liebe ist souverän, sie ist die Königin, die sich selbst gebietet in ihrer höchsten Freiheit.

Eine befohlene Liebe ist eine gezwungene, und Zwang ist mit Liebe unvereinbar. Zweitens ist der Spruch: „Was du nicht willst, das man dir thue, das füg auch keinem andern zu,“ in Wirklichkeit ausgeführt oft das Gegenteil von Wohlthun, also entgegengesetzt von dem, was die Liebe thut.

Zu einer Gesellschaft Christen sah ich Weintrinker, Brateneßer und Raucher, neben Temperenzlern, Vegetariern und Tabakgegnern sitzen. Unter dieser zahmen Gesellschaft war aber das Gebot Christi „Liebe deinen Nächsten als dich selbst, seitens der Alkoholgegner nicht auf die Weintrinker zu übertragen, denn die Temperenzler haßten den Wein, weil sie sich selbst sehr liebten, im Wein aber Gift für ihren Körper zu sehen glaubten, sie versuchten nun auf ihre nächsten Tafelgäste aus christlichen Grundsätzen ihre Selbstliebe teilweise zu übertragen und diese vom Wein abzuhalten, je mehr sie aber ihre echt christliche Nächstenliebe probierten, desto mehr erblickten jene christlichen geliebten Weintrinker eine Beschränkung ihres Gemüßes ihrer Freude, sie empfanden die wirklich echt empfundene Nächstenliebe der Temperenzler nicht als Liebe, sondern als Dummheit und Unversfahrenheit, ja, als Menschenfeindlichkeit, und es kam schließlich infolge der echt christlichen Liebe zu einer regelrechten Prügelei.

Wollen wir aber die Theorien ausführen, die in dem christlichen Sage

ausgesprochen ist: „Wenn dir jemand einen Streich auf die rechte Backe giebt, so halte auch die linke noch hin,“ so würden schließlich diese Nachfolger Christi in Grund und Boden gehauen. Das Christentum hätte sich können gar nicht behaupten und verbreiten ohne heldenhafte Kämpfe und Siege christlicher Heere und Heerführer. Also nur durch die entgegengesetzten Triebe, des Kampfes und der Herrschsucht, der Unterjochung der Feinde, haben die Christen sich behauptet und ihre Lehre der Welt aufgezwungen.

Die christliche Lehre ist nicht wahr in sich, sie ist eine Fata-Morgana, ein Luftbild, das nie in dieser Art, wie es gelehrt ist und noch wird, befriedigen kann, weil sie nie verwirklicht werden kann. Die Idee aber, man solle auch seine Feinde lieben, ist gänzlich unmöglich und stellt direkt die Wahrheit und das Naturgesetz auf den Kopf. Wohl soll man seinen Nächsten wohlthun, gegen seinen Feind human sein, aber das sind Tugenden, die zu verwirklichen sind, die haben die Kraft der Wahrheit in sich. Die Liebe ist aber doch noch etwas anderes, sie ist viel höher und heiliger, ja, sie ist der göttliche Funke in unserer Brust, den wir nur strahlen, blitzen und leuchten lassen können und auch nur dürfen, wo wir mit ganzer Seele lieben. Was aber können wir lieben? was uns sympathisch ist; was ist uns sympathisch? was mit uns harmonirt und uns ergänzt.

Also eine Idee, eine Person, einen Gegenstand können wir lieben, die viel Ähnliches mit uns haben, gleichviel ob schlecht oder gut, und Fremdes was uns anzieht, ob schlecht oder gut.

Was dürfen wir lieben? Das, was ähnliche gute Seiten hat, die auch in uns sind, und dann Fremdes und Besseres, was uns ergänzt, anzieht und erhebt und daher vervollkommt. Das ist die einzige wahre Lehre von der Liebe, wie sie die Psycho-Physiognomik und Kallisophie lehrt. Es giebt qualitativ drei Arten von Liebe: 1) solche, die nur tierischen Instinkten nachgeht und uns ans Verderben bringt, das ist solche Liebe, wenn z. B. zwei Menschen ähnliche Fehler haben, wodurch sie sich lieben, z. B. 2 Säufer, 2 Spieler, 2 Diebe usw. und dazu Gegensätze die sich anziehen, aber beide auch Fehler sind, z. B. ein Mann und eine Frau sind beide starke Trinker, dadurch gefallen sie sich und lieben sich, dazu haben sie 2 Gegensätzlichkeiten geschlechtlicher Natur, die sich stark anziehen, der Mann hat das höchste männliche Prinzip, das Weib das höchste weibliche in sich im Uebermaß einer angeborenen Belastung, so gehen solche 2 Menschen mit eiserner Notwendigkeit zu Grunde.

Ziehen sich 2 Menschen an durch schlechte Gleichheiten und gute Gegensätze, so können sie sich gegenseitig bilden und erhalten, ohne aber sich viel höher aufwärts zu entwickeln, dieses ist nur durch Geschick und psychophysiognomische Erkenntnis allein möglich. Ziehen sich zwei Menschen an durch gute Gleichheiten und gute Gegensätze, so bringen sie sich gegenseitig auf die höchste Entwicklungsstufe, sie bilden sich zu Gottmenschen heran und zeugen gottähnliche Kinder.

Die Kallisophie lehrt nun, welche Menschen wir lieben dürfen, sie steht dadurch im vollen Gegensatz zu Christus und seiner Lehre der Alliebelei. Christus demokratisierte die Liebe, die Kallisophie aristokratisiert die Liebe und führt die Liebe dahin, wohin sie gehört, nämlich dem Besten, dem Schönsten, dem Heiligsten zu, da ist die Liebe glücklich, da ist sie schöpferisch, da ist sie heimisch in ihrer göttlichen Kraft und Wirksamkeit und wird aus einem verborgenem Funken ein mächtig flackerndes Feuer, das nie erlischt, das so viel

Licht und Wärme spendet in ihrem Glück, daß die Nähe und Ferne davon bestrahlt wird und somit die Nächsten heiligt und die Fremden entzückt, den Feind aber blendet und achtungsgebietend zähmt und zur Nachahmung anregt.

Die Liebe ist der Trieb alles Lebens in der Welt, ohne Liebe kein Leben. Alles Gewordene hatte die Liebe zur Ursache. Das Wichtigste was der Mensch nächst Menschenkenntnis und Psycho-Physiognomik studieren sollte, ist die Liebe, und die nützlichste und segensbringendste Tugend, ist eine tugendhafte Liebe. Tugendhafte Liebe ist aber erst zu üben, nachdem wir gelernt haben, was unserer Liebe würdig ist, und das ist die ethische Schönheit.

Menschenkenntnis, Liebe und Schönheit muß man studiert haben, um eine Ehe schließen zu können, die heilig ist.

Eine Ehe ohne diese Fundamente trägt nicht den natürlichen Charakter der Lebensese in sich, sie ist unvollkommen und daher soll sie gelöst werden, sobald sich beide Ehegatten besser mit andern Gatten ergänzen können.

Eine Ehe die nicht tugendhaft ist im Sinne dieser Lehre und daher nicht glücklich macht, ist Sklaverei, Hörigkeit Leibeigenschaft, ist unmoralisch. Für diese wichtige Lebensaufgabe für die Ehe werden nirgends Männer oder Frauen erzogen, daher ist es Zufall, wenn hier oder da eine glückliche Ehe zu Stande kam. Der Regel nach ist das Sprichwort richtig: „Ehstand, Wehstand“. Solchen Wehstand zu erhalten kann kein wahrer Priester, kein höherer Kulturstaat und so lange Priester u. Staaten dieses thun, so lange irren sie und schaden sie der menschlichen Gesellschaft. Die Lebensese ist der Schlüssel zur Macht und Herrschaft, den die Priesterschaft aller Kirchen über die Menschen, selbst über die Mächtigsten dieser Erde auszuüben bestrebt war.

Das egoistische herrschüchtige Priestertum knebelt Menschen lebenslänglich in ein Sklavenjoch in Leibeigenschaft, und dadurch unterwerfen sie sich die Menschheit, indem sie sie erniedrigen. Die klügsten Priester haben daher für sich keine Ehe gemacht und nie anerkannt, sondern nur für die andern, für die, die sie beherrschen wollen.

Dennoch giebt es eine heilige Ehe, es ist die, die sich aus unwillkürlicher Zuneigung und dauernder Liebe entwickelt hat zwischen zwei Menschen und worin sich beide Ehegatten im Guten gleich und in Gegensätzen gut veredelnd ergänzen. Diese Ehe schließt die Untreue aus, schließt Streit und Unfrieden und Langeweile aus, sie allein trägt die Kraft der Lebensese in sich. Daher müssen neben der heiligen Ehe, Notehen, Nützlichkeitssehen auf Vereinbarung geschlossen werden, auf kürzere Zeitpunkte mit gegenseitigen Rechten und Pflichten und allen Ehren und vor allem auch in Verbindlichkeit für etwaige Nachkommen.

Es muß auch gestattet sein, Ehegemeinschaften zwischen Personen gleichen Geschlechts zu ermöglichen als ungeschlechtliche Ehen sogenannte Freundschaftsehen. Auch Ehen sollen statthaft sein ähnlicher aber edlerer Art, wie sie die Muhamedaner führen.

Es kommt doch eben nur auf freien Vertrag der beteiligten Personen an, niemand, kein Staat und keine Kirche hat darein zu reden, sondern nur die formellen Akte zu vollziehen, die die Vertragsschließenden wünschen. Dabei soll aber wohl bedacht werden, daß jede Ehe sittliche Basis haben muß und ohne diese unstatthaft ist. Die Ehe soll gegenseitig bereichern, glücklicher machen, den Beteiligten Glück, Frieden und Wohlfahrt bringen, sonst ist sie zwecklos. Ueber die Einzelheiten solcher Zukunftsehen läßt sich nur in einem Spezialwerke ausführlicher berichten.

Im Anschluß hieran möge hier ein Bild vor Augen führen, wie Menschen gleichen Geschlechts in innigster Liebe dauernde Freundschaft pflegen können, die heiliger Natur ist und daher der Ehe würdig.



Ein Durchbrechen der Priesterherrschaft über die Ehe hat der Großherzog von Hessen jüngster Zeit kraft seines souveränen Rechts ausgeübt, die mir Hochachtung eingelöst hat. Die Zeitungen berichteten seiner Zeit:

Darmstadt, 15. Nov. Anlässlich der bevorstehenden Ehescheidung des Großherzogpaares wird in Hessen vielfach die Frage erörtert, in welchem Verfahren die Trennung erfolgen soll. Der Großherzog ist zwar in vermögensrechtlicher Beziehung den Gerichten unterworfen. Für alle übrigen streitigen Ansprüche aber, insbesondere für Ehestreitigkeiten, besteht der „Post“

zufolge kein Gerichtsstand, weder nach Reichsrecht, noch nach Landesrecht. Schon zur Zeit des alten Deutschen Reiches waren weder die Reichsgerichte noch die geistlichen oder weltlichen Landesgerichte für Ehestreitigkeiten der evangelischen Fürsten zuständig, nur versuchten die Reichsgerichte dahin zu wirken, daß die Fürsten sich nicht zu Richtern in eigener Sache aufwarfen, und hielten sie an, durch Schiedsgerichte oder Konsistorien ihre „Eheirungen“ austragen zu lassen. Mit der nach Auflösung des alten Reiches erlangten vollen Souveränität fiel diese Beschränkung weg. Die Großherzöge von Hessen waren danach unbehindert, durch eigenen Machtspruch ihre Ehe zu lösen, wie sie kraft derselben landesherrlichen Machtvollkommenheit das Recht in Anspruch nahmen und auch in nicht wenig Fällen ausübten, die Ehen ihrer Unterthanen ohne gerichtliches Verfahren per riscriptum principis zu scheiden. Gegenüber den Unterthanen ist dies Recht der landesherrlichen Entscheidung seit dem 1. Januar 1900 beseitigt, ob auch bezüglich der Person des Großherzogs ist zweifelhaft, weil nach dem Vorbehalt des Einführungsgesetzes für die landesherrlichen Familien die Bestimmungen der Hausgesetze und des sie ergänzenden Privatfürstenrechtes aufrecht erhalten sind. Ist das Ehescheidungsrecht des Regenten nicht ein staatsrechtliches allein, sondern den Gliedern des hochfürstlichen Hauses gegenüber zugleich ein hausrechtliches, dem Hauschef zustehendes Recht, dann ist es aufrecht zu erhalten. Die Möglichkeit scheint hiernach, wie der „Frankf. Ztg.“ geschrieben wird, zu bestehen, daß der Großherzog durch einseitige Anordnung als Landesherr und Chef des souveränen Hauses Hessen seine Ehe trennt. Ein anderer Weg wäre der, daß der Großherzog einen Gerichtshof ad hoc beriefe, wie dies 1884 durch Ludwig IV. geschah, um die Scheidung seiner Ehe mit der Gräfin von Hutten-Czapka vollziehen zu lassen. Als Gründe, aus denen von einem solchen ad hoc berufenen Gerichtshofe die Ehe geschieden werden könnte, kommen nicht die Scheidungsgründe des Bürgerlichen Gesetzbuches, sondern gemäß des erwähnten Vorbehaltes in dem Einführungsgesetz diejenigen des deutschen Privatfürstenrechtes in Betracht, so daß auch die in den Zeitungen genannte unüberwindliche Abneigung und der Mangel männlicher Nachkommenschaft zu berücksichtigen sein dürften.

Ein anderes Beispiel, wie eine Ehe auf Zeit zu schließen praktisch richtig ist und erst wenn sich diese gut bewährt hat, zur Lebens Ehe zu schreiten vernünftig wäre.

Ehescheidung in „hohen Kreisen“. Man erinnert sich vielleicht noch, welches Aufsehen es erregte, als im Februar 1900 der Regentprinz Lobengula, ein Sohn des „Königs“ der Matabele, der den Engländern einst viel zu schaffen gemacht hatte, sich mit der Engländerin Miß Jewell vermählte. Die bildhübsche junge Dame hatte den „Prinzen“ aus Liebe geheiratet, und zwar gegen den Willen ihrer Eltern, ja, man könnte sagen; gegen den Willen des ganzen Volkes von England. Die Liebe hat aber nicht lange gedauert, denn „Frau Lobengula“ will sich, wie Londoner Blätter melden, von ihrem Gatten scheiden lassen, und die Scheidungsklage schwebt bereits. Lobengula soll seine Frau sehr grausam behandelt haben, ja, einmal machte er sogar den Versuch, ihr nach Kaffernart mit einem Schwerte zu Leibe zu gehen. Das Alles aber hätte die ehemalige Miß Jewell noch ertragen, wenn Lobengula ihr nur treu geblieben wäre. Aber er schenkte seine Günst auch anderen Frauen, ganz besonders einem Fräulein Maud Wilson, und die schwer

gefränkte Gattin sah sich daher genötigt, ernste Schritte zu thun, um von dem Manne ihrer Wahl wieder los zu kommen.

Folgendes Beispiel zeigt, wie manche Juristen über Liebe und Ehe denken:

Ein merkwürdiger Prozeß. Assessor X. und Frä. Rosa Y. waren einander zugethan gewesen. Die Beweise hierfür traten ans Licht. Das Kind starb nach wenigen Monaten. Frä. Y. hatte erwartet, daß der Assessor sie rehabilitieren, das heißt, sie heiraten werde. Ihre Zuversicht in dieser Beziehung beruhte nicht auf einer ausdrücklichen Zusage des Assessors, sondern stützte sich auf ihr eigenes Gefühl und ihre natürliche Auffassung von Recht und Pflicht. Der Herr Assessor war anderer Meinung und hatte von Anstand, Recht und Pflicht eine abweichende Auffassung, die dadurch nicht besser wird, daß sie unter ähnlichen Umständen von Vielen geteilt wird. Frä. Y., die in Gemäßheit ihrer Auffassung jede „Abfindung“ ablehnte, faßte den Vorfaß, dem Assessor X. die Rückkehr zu besserer Entschließung zu ermöglichen, indem sie ihn hinderte, eine andere Verbindung einzugehen. Der Ausführung dieses Entschlusses widmete sie alle Zeit. Sobald der Assessor seine Wohnung verließ, war Frä. Y. hinter ihm her, wie sein Schatten. Sie geleitete ihn stumm bis zum Amtsgebäude, sie wartete vor der Thür auf das Ende der Amtsstunden und geleitete ihn zurück. Machte der Assessor am Sonntag einen Ausflug in die Umgegend von Stuttgart, so folgte Frä. Y. ihm auch dorthin. Flüchtete er in einen Straßenbahnwagen, so sprang sie gleichfalls hinein. Selbstverständlich mußte das anfallen, selbstverständlich mußte sie dem Assessor X. unangenehm sein, selbstverständlich hatte Assessor X. alles Recht, sich belästigt zu fühlen, und selbstverständlich hatte er gute Freunde, die sich mit ihm in seinem Gemüt belästigt fühlten. Gegen Frä. Y. wurde Anklage wegen groben Unfugs erhoben. Das Schöffengericht wies die Klage zurück, Nunmehr wurde Frä. Y. wegen „Beleidigung“ des Assessors, eines „Beamten“, unter Anklage gestellt. Die Beleidigung wurde in dem unerwünschten Geleit und darin gesehen, daß Frä. Y. Dritten gegenüber von ihren Beziehungen zu dem Assessor X. und von den Folgen dieser Beziehungen gesprochen. Der Herr Staatsanwalt vertrat die Anklage mit großer Energie. Frä. Y. meinte er, habe Herrn Assessor X., einen „Beamten“, systematisch kompromittiert. Hierüber beantragte er eine Strafe von 6 Monaten Gefängnis. Der Herr Assessor X. hatte sich als Nebenkläger gemeldet. Er verlangte durch einen Rechtsbeistand Bestrafung der verlassenen Freundin wegen Beleidigung und — wegen Versuchs einer Nötigung zur Eheschließung. Die Zuerkennung einer Entschädigungs- buße beantragte er nicht. Das Urteil der Strafkammer lautete auf 14 Tage Gefängnis wegen Beleidigung in 7 Fällen, von denen 3 auf die Mitteilung über die vertraulichen Beziehungen und deren Konsequenzen entfielen. In dem Nachlaufen selbst sah die Strafkammer eine Beleidigung nicht. Das Urteil ist ganz dazu angethan, großes Aufsehen zu erregen und wird sicherlich lebhaftere Erörterung finden. Wir glauben, daß der Richter nach Lage der Sache in der Notwendigkeit gewesen ist, eine Verurteilung auszusprechen. Daß er gerade auf eine Freiheitsstrafe erkennen mußte, ist weniger einleuchtend. Frä. Y. hat nicht korrekt, aber auf Grund einer natürlichen anständigen Gesinnung gehandelt, deren Wiederkehr sie auch bei ihrem früheren Liebhaber vermutete. Es müssen schon recht eigentümliche Dinge vorgekommen sein, wenn der Richter eine Geldbuße nicht für ausreichend erachtete. Daß aber der Beamtencharakter des Herrn Assessors hier in Betracht zu ziehen gewesen

wäre, wird niemand zugeben. Der Herr Assessor ist bei Fr. J. nicht in seiner Amtsqualität aufgenommen worden. Vielleicht ist es sein Amtscharakter gewesen, der ihm erleichterte, das Vertrauen von Fr. J. zu gewinnen, und der dieser die Voraussetzung anständiger Gesinnung und anständigen Verhaltens besonders nahe legte. Doch das ist ganz gewiß nicht dazu angethan, Fr. J. zu belasten. Unter allen Umständen wäre es wohl vorzuziehen gewesen, wenn der Assessor A. nicht die Gerichte zur Verfolgung seiner ehemaligen Geliebten angerufen, sondern den Versuch gemacht hätte, sich versehen zu lassen, um sich dadurch der Begleitung zu entziehen, die ihm doch erst recht nachträglich unbequem geworden war. Fr. J. aber wird, auch wenn sie viel Sympathien findet, bedenken müssen, daß gewisse vertrauliche Mitteilungen nur aus Vertrauen und nicht zum Zweck der Schädigung eines anderen gemacht werden dürfen, und daß es in unserem polizierten Lande nicht gestattet ist, nach dem Spruch des Sarastro zu handeln: „Zur Liebe kann ich dich nicht zwingen, doch geb' ich dir die Freiheit nicht.“ Die Red. Diese Richter und Juristen stehen im Gegensatz zur Kallistophilie, wem ist das sympathisch?

Ein Roman aus dem Leben.

Schließlich zeigt ein Fall aus Dresden, wie ein kürzlich gedrilltes Dienstmädchen zu einer höhern Auffassung der Ehe wie sie in Künstler- und Dichterkreisen öfter vorkommen, sich nicht aufschwingen konnte, diese vorliegende Ehescheidung und Eheschließung ist nur unter den höchsten Geistesmenschen denkbar.

Aus Gefinde-Dienstbüchern teilt ein Sammler einige merkwürdige Einträge mit. Bei einem als Kindermädchen angenommenen Mädchen steht als Grund des Dienstaustritts: „Wegen Aufgabe des Geschäfts!“ Bei einer Küchenfee steht als Grund des Dienstaustritts: „Von wegen dem vielen Zerbrechen!“ Dem Spürsinn einer wohl etwas zu eiferfüchtigen Hausfrau scheint die Dienstbuch-Inschrift entflohen zu sein: „Entlassen wegen zu großer Freundlichkeit.“ Ein anderer Zeugnisaussteller hat einen Witw beabsichtigt, als er seinem Dienstmädchen beim Abgang ins Buch schrieb: „Anna war fleißig im Ausgehen, Schlafen und Essen; ehrlich, wenn sie auf die Finger ge sehen wurde, und ordnungsliebend, wenn sie Toilette machte, was in der Regel ein paar Stunden zu dauern pflegte. — Eine besondere Treue, wenn auch nicht gegen ihre Herrschaft, so doch gegen den Mann ihrer Wahl, muß Emma J. nachgerühmt werden, die zweimal ihre Stellungen in Brieg und Breslau verließ, um ihrem Bräutigam zu folgen. „Wegen Fortzugs ihres Bräutigams“ steht im Dienstbuch, das im übrigen glänzende Zeugnisse aufweist. Der Herrschaft, die nummehr Emma J. in Dienst zu nehmen beabsichtigt, wäre anzupfehlen, daß sie sich vorher der Sehhaftigkeit des Bräutigams versichere. — Die seltsamsten Dienstboten-Inschriften, die einen ganzen Roman, jedoch nicht den eines Dienstmädchens, sondern der Herrschaft in sich schließen, fand der Sammler einmal im Gefinde-Dienstbuch eines Dresdner Mädchens. Da standen folgende zwei Zeugnisse hintereinander: „Karoline Ernestine P. . . hat vom 1. April 1891 bis 1. August 1893 in meinem Hause gedient, (sie) war ehrlich, treu, fleißig und ganz zuverlässig, so daß ich sie nur auf das allerbeste empfehlen kann. Karoline verläßt meinen Dienst, da sie nicht damit einverstanden ist, daß ich mich von meiner Frau scheiden lassen will. Dresden, 1. August 1893. P. . . Sch.“ Das nächste Zeugnis aber lautete: „Karoline Ernestine P. . . hat vom 1. August 1893 bis heute bei mir in Dienst gestanden, ich kam

nur alles das Gute von ihr bestätigen, was im vorhergehenden Ateji steht, ebenso kann ich das Mädchen nur auf das wärmste empfehlen. Karoline verläßt meinen Dienst, da ich mich wieder verheiraten will und sie damit nicht einverstanden ist. Frau Anna, geschiedene Sch. . . , geb. D.“ Die Erklärung zu diesen seltsamen Dienstbotenzeugnissen, welche bestätigen, daß ein braves Dienstmädchen aus Zartgefühl zweimal seinen Platz wechseln mußte, ist buchstäblich wahr. Eines Tages erklärte die Gattin eines Dresdner Kunstschriftstellers diesem, daß sie sich von ihm scheiden lassen wolle, um seinen Freund, den Dichter X., zu heiraten. Der Kunstschriftsteller willigte in die Scheidung, aber nur unter der Bedingung, daß ihm in der Villa, die sich X. gerade bauen ließ, eine Wohnung eingeräumt werde, damit er in der Nähe seiner geschiedenen Frau bleiben könne. Bald nach der Eheschließung X.'s mit der geschiedenen Frau heiratete auch der abgedankte Gatte wieder, und nun haufen beide Ehepaare in einer Villa einträchtig und freundschaftlich bei einander. Es ist immerhin begreiflich, daß sich Karoline in derartigen übermenschlichen Verhältnissen nicht zurechtfinden konnte und den Dienst aufgab.

Wie ein Anhänger der Huterischen Lehre über Liebe und Ehe denkt.

Des Menschen Bestimmung.

Kennst du den Garten im Land der Träume,
Wo ew'ger Frühlings-Zauber lacht,
Citronen reifen, auf grünen Bäumen,
Draugen blüh'n in gold'ner Pracht? —

Dort lacht die Lieb' aus jeder Blüte
Vom Blumenhaus in's Herz hinein! —
Dort strahlt des Schöpfers heil'ge Güte,
Durch's Laubgezweig im Sonnenschein!

Dort lernt die Seele klar erkennen
Wozu der Mensch geschaffen ist!
— — Zur Götter-Freude! Zum Liebesbrennen!
— — Zum Glück! — — Bis einst das Aug' sich schließt.

Gardone-Niviera.

Arthur Roller.

Die Erstücker der Wollust der physischen Liebe, die Schranken welche Kirche und Staat durch Eheformen der natürlichen Liebe gesetzt haben, sind die vorgeschobenen Niegel für die freie hohe Entfaltung von Glück, Leben und Erzeugung gottähnlicher Menschen. Das fortwährende Predigen der Sittlichkeitsfröhen über Enthaltbarkeit und ihre Beschimpfung jeder edlen Sinnlichkeit zeugt zum Teil von einer barbarischen Gefinnungsart. Nichts als viehischer Neid auf das Glück der Liebe anderer, selbst aber sind diese falschen Sittenapostel grenzenlose Egoisten, worüber im nächsten Heft der Hochwart berichtet werden soll. Wahre Ehe ist eben nichts anderes als das Glück zweier Menschen in physischer und geistiger Liebe, wo sich diese Glücklichen finden, ist die Ehe nicht nur erlaubt, sondern geboten, und nach dieser innern Ehe kann sich erst die äußere anformen, damit würde das furchtbare Laster der Prostitution aufhören.

Carl Huter.

Babel und Bibel

lautete der Gegenstand eines hochinteressanten, eine große Menge thatfächlichen Materials enthaltenden und doch sehr klaren und leicht verständlichen Vor-

trages, den Professor Dr. Delitzsch in der jüngsten Sitzung der Deutschen orientalischen Gesellschaft in Berlin, der auch der Kaiser beiwohnte, gehalten hat. Dem Bericht des Reichsanzeigers entnehmen wir einige Ausführungen Delitzschs. Die archäologischen Forschungen am Euphrat und Tigris haben ergeben, daß in diesem herrlichen, von Natur fruchtbaren, durch menschlichen Fleiß in seinen Bodenerträgen hoch gesteigerten babylonischen Tieflande um 2250 v. Chr. bereits ein hochentwickelter Rechtsstaat bestand mit einer der unserigen wohl vergleichbaren Kultur. Ein Zeitgenosse Abrahams, Amraphel oder mit seinem babylonischen Namen Hammurabi, war, nachdem ihm durch Vertreibung der Elamiter die Verschmelzung von Nord und Süd zu einem Einheitsstaat gelungen, darauf bedacht gewesen, einheitliches Recht für das ganze Land zu schaffen. Seine Gesetze sind uns in gut erhaltenen Thontafeln aufbewahrt und nötigen uns zur Bewunderung für die Höhe dieser Kultur. Da sind geregelt die Stellung des Herrn zum Sklaven und Lohnarbeiter, des Kaufmannes zum Lehrling, des Feldeigentümers zum Pächter, das Fischereirecht für die einzelnen Ortschaften an einem Kanal ist genau abgegrenzt u. s. w. Jeder taugliche Mann ist zum Militärdienst verpflichtet, doch mit Ausnahmen, die entweder Privilegien altpriesterlicher Geschlechter achten oder durch die Interessen der Landeskultur und Viehzucht bedingt sind. Es gab einen obersten Gerichtshof in Babylon, eine Geldprägung, die Kunst des Schreibens war überall verbreitet, wie aus den in reicher Fülle vorhandenen Briefen hervorgeht, die unsere Assyriologen ohne große Mühe lesen und die uns Einblicke in die Behandlung von Geschäfts- und Familienangelegenheiten in jenen fernen Tagen geben. Ja, entsprechend dieser Verbreitung der Schreibkunst gab es einen wohlorganisierten Brief- und Postdienst weit über die Grenzen Babyloniens hinaus. Kein Wunder, daß in einem so wohlgeordneten Staate nicht bloß Handel und Industrie, Viehzucht und Ackerbau blühten, sondern auch die Wissenschaften, Geometrie, Mathematik und vor allem die Astronomie, eine staunenswerte Höhe der Entwicklung erreicht hatten. Höchstens Rom kann sich mit dem Einfluß messen, den Babylon zwei Jahrtausende auf die Welt ausgeübt hat. Wäre daran noch ein Zweifel erlaubt, er würde gehoben durch die Auffindung von gegen 300 Thontafeln in El Amarna, zwischen Theben und Memphis in Oberägypten, sämtlich Briefe babylonischer, assyrischer, mesopotamischer Könige an die Pharaonen Amenophis III. und VI. und von ägyptischen Statthaltern aus den großen kananäischen Städten, wie Tyrus, Sidon, Ascalon, ja, Jerusalem. Die Tatsache allein, daß sich alle diese Großen der babylonischen Sprache und Schreibweise bedienen, daß Babylonisch also die amtliche Verkehrssprache vom Euphrat bis zum Nil war, bezeugt den alles beherrschenden Einfluß der babylonischen Kultur von 2300 bis 1400 v. Chr. hinab. Das Licht, das hierdurch auch auf die älteste Geschichte Palästinas fällt, ist sehr bezeichnend. Als die zwölf Stämme Israels hier einstiegen, kamen sie in ein Land, das vollständig eine Domäne der babylonischen Kultur war; Industrie, Recht, Sitte, Wissenschaft Babyloniens waren die tonangebenden im Lande. Man versteht jetzt, wie auch das alttestamentliche Opferwesen und Priestertum von dem babylonischen beeinflusst werden mußte. Ebenso treten eine ganze Reihe biblischer Erzählungen jetzt auf einmal in reinerer und ursprünglicherer Form aus der Nacht der babylonischen Schattigkeithügel an das Licht. So war die babylonische Sintflut-Erzählung schon um 2000 v. Chr. auf einer Thontafel schriftlich festgelegt, welche der Bibliothek Sardanapals zu Niniveh angehörte. Xisuthros, der babylonische Noah, erhält

ganz dieselben göttlichen Befehle wie dieser. Sein Schiff strandet auf einem Berge Armeniens, nachdem zuerst eine Schwalbe, dann ein Rabe, dann eine Taube entlassen waren. Die babylonische Sintflut-Geschichte wanderte also nach Kanaan, aber bei den ganz andern Bodenverhältnissen vergaß man, daß das Meer der Hauptfaktor der Flut gewesen war. Auch ein Welterschöpfungsepos finden wir auf den babylonischen Thontafeln, an das die mosaische Schöpfungsgeschichte anklängt, wie der Vortragende eingehend erörterte, nur daß der priesterliche Gelehrte, welcher Genesis Kap. I verfaßte, ängstlich darauf bedacht war, alle mythologischen Züge aus seiner Welterschöpfungserzählung zu entfernen. Das finstere wässerige Chaos wird von ihm aber mit demselben Namen genannt, den ihm der babylonische Dichter giebt, nämlich Tihom, übereinstimmend mit Tiamat. Interessant ist, daß der im babylonischen Epos, aber nicht in der biblischen Erzählung eine Rolle spielende Kampf des guten gegen das böse Prinzip, des Gottes Mardukh gegen Tiamat, wiederklängt in der Offenbarung St. Johannis im Kampf zwischen dem Erzengel Michael und dem Tiere des Abgrundes, der alten Schlange, die da heiße Teufel und Satanas. Dieser ganze Vorstellungskreis, einschließlich der von den Kreuzfahrern mitgebrachten Erzählung des Kampfes des Ritters St. Georg mit dem Lindwurm, ist handgreiflich babylonisch. Ebenso scheint die tiefssinnige Erzählung von dem Sündenfall babylonischen Ursprungs zu sein; denn ein uralter Siegelcylinder zeigt in der Mitte den Baum mit herabhängenden Früchten, rechts den Mann, links das Weib, beide ihre Hände nach der Frucht ausstreckend, und hinter dem Weibe die Schlange. Babyloniern wie Israeliten erschien bei der trostlosen Aussicht auf ein freudloses Leben nach dem Tode, die ihnen gemeinsam war, ein langes Leben als der Güter höchstes. Doch waren die babylonischen Vorstellungen von dem Leben nach dem Tode bestimmter und nicht ganz so düster wie die israelitischen; denn sie lehren von einem Raum des Scheol, bestimmt für die ganz Frommen, wo sie auf Ruhelagern ruhen und klares Wasser trinken. Merkwürdigerweise haben diese Anschauungen ihre Fortsetzung und ihre Ausbildung im Islam, in der Lehre von den Freuden des mohammedanischen Paradieses, gefunden. Zum Schluß seiner Ausführungen gab Professor Delitzsch noch eine Mitteilung von höchstem Interesse, geeignet, die Anschauung zu berichtigen, daß die Semiten die ersten und lange Zeit die alleinigen Träger der Vorstellung von dem einen und alleinigen Gott gewesen seien; denn auch die Babylonier haben ein Wort für „Gott“ ausgeprägt, das den Begriff der Gottheit in seiner Höheit und Tiefe erfaßt. Die wirkliche Uebersetzung des Wortes „El“ ist „Ziel“, das Ziel, nach dem die Augen des himmelwärts schauenden Menschen sich richten.

Kölnische Zeitung.

Der Kunstunterricht auf dem Gymnasium.

Von Gymnasial-Oberlehrer Paul Ankel (Frankfurt).

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so befindet sich unsere Zeit wieder einmal auf einer aufstiegsigen Linie hin zur Gewinnung eines inneren Verhältnisses zur bildenden Kunst. Eine hochehrwürdige Erscheinung, die uns auch ihrerseits an der Zukunft des deutschen Volkes nicht verzweifeln läßt. Denn wenn wir in der Kunst mehr sehen als ein Mittel zur Ausfüllung müßiger Stunden, wenn wir sie hineingehörig betrachten in das Ganze der

Geistesbildung und unentbehrlich zur Schaffung einer Weltanschauung, so bedeutet dieser wachsende Drang nach Verständnis und Erfassung der Kunst, wie dies kürzlich H. Thode ausgedrückt hat, die bewußte Rückkehr zu der Urkraft des deutschen Wesens, zu jener Fähigkeit der Verinnerlichung, zu jenem Vermögen, „von aller äußeren Erscheinung zu Gunsten des im Innern erkannten und geglaubten Wesens abzusehen“, zu jenem lauterem Streben nach der Tiefe, nach der Versenkung — weitab vom Schein. — Dem Hohn und Spott, mit dem man vor noch nicht vielen Jahren einen Böcklin und Hans Thoma und Klinger unmöglich zu machen versuchte, ist in unseren Tagen, wenn auch noch nicht volles Verständnis, so doch eine Ahnung wenigstens in weiteren Kreisen gefolgt, daß diese Meister einer unendlich reichen schöpferischen Phantasie, eines tiefen, frommen Heimatgefühles, einer innerlichen, großen künstlerischen Wahrhaftigkeit, uns mehr sein wollen und müssen als Schöpfer interessanter Bilder, daß sie vielmehr als Nutzer und Führer eines ganzen Volkes gelten dürfen und als Erzeuger von Kulturwerten, die in ihrer Bedeutung für uns sich kühnlich vielleicht neben die Werke Dürers und Holbeins zu stellen vermögen.

In derselben erfreulichen Richtung hin zu einer sich mehr vertiefenden Auffassung der bildenden Kunst scheint sich uns auch das wachsende Interesse zu bewegen, das man den Meisterwerken der vergangenen großen Zeiten wieder entgegenbringt. Und die ganze Richtung, die für die innere Ausstattung unserer Wohnräume wieder das Prinzip der individuellen, künstlerischen Gestaltung aufstellt, erscheint gleichfalls als ein wichtiges Moment dieser allmählichen Gesundung des ästhetischen Geschmacks. Man mag noch so viel auszu- setzen haben im Einzelnen, an Formen und Linien, an Farben und architektonischem Aufbau, eine Ausstellung, wie wir sie im vergangenen Sommer in Darmstadt sahen, wäre doch gar nicht möglich, wenn nicht in weiteren Kreisen die Erkenntnis durchgedrungen wäre, daß die Gestaltung des Wohnhau es aus dem innern Raumbedürfnis und Raumproblem heraus eine würdige künstlerische Aufgabe bedeutet und daß mit der Fabrikware der 70er und 80er Jahre die Ausstattung der Wohnräume nach innerlichem, künstlerischem Gesichtspunkte unmöglich war.

So sehen wir, wie der künstlerische Geschmack, nicht zum wenigsten durch ein erfreuliches Streben nach Wahrheit, in unseren Tagen gesundet, wie die Erkenntnis von dem Werthe der bildenden Kunst für das Leben wächst. Und sind es auch überall erst Anlässe, vermissen wir noch die Tiefenwirkung in die breiteren Schichten unseres Volkes, so ist doch wieder ein Anfang gemacht. An diesem Aufbau mitzuarbeiten müssen sich nun auch alle Kräfte freudig regen, die hier berufen und verantwortlich sind — vielleicht keine mehr als unsere höhere Schule,^{*)} die, wie uns scheint, auf diesem Gebiete allzulange schon auf sich hat warten lassen. Manches ist ja freilich auch hier schon besser geworden. Das Gymnasium hat sich von der dazu einseitig grammatischen Richtung der G. Herrmann'schen Schule freigemacht, und indem man zurückkehrte zu der Welcker'schen und C. D. Müller'schen Idee der Erfassung des Altertums als Kulturorganen, fing man auch mehr und mehr an, die Erschließung wenigstens der antiken Kunst als eine Aufgabe des gymnasialen Unterrichts zu fassen. Hinzu kam außer dem erwähnten langsamen Aufsteigen der Kurve der ästhetischen Kultur in Deutschland die Freude an all

^{*)} Was hier zunächst mit Rücksicht auf das Gymnasium ausgeführt ist, gilt mutatis mutandis naturgemäß auch von den übrigen Schulen.

den reichen Funden der deutschen Ausgrabungen in Olympia und Pergamon — und so haben uns denn die letzten 20 Jahre in Programmen und Broschüren und Zeitschriften, in Philologenversammlungen und Direktorenkonferenzen eine reiche und erfreuliche Fülle von Arbeiten über die künstlerische Erziehung auf unseren höheren Schulen gebracht. Aber eine Einigung ist noch keineswegs erzielt, und gerade auf dem Gebiete des praktischen Versuchs scheint das Meiste noch zu thun übrig.

Ueber die erste, allgemeinste Frage, die wir hier aufzuwerfen haben: Hat das Gymnasium überhaupt die Pflicht, das, was es an seinem Teile thun kann, beizutragen auch zur ästhetischen Erziehung seiner Schüler? ist man im Wesentlichen wohl einig. Wenn wir es auf dem Gymnasium als unsere höchste und vornehmste Aufgabe ansehen, Menschen zu bilden, oder, vorsichtiger ausgedrückt, das Erdreich zu lockern, in dem für den Einzelnen eine Entwicklung zum Menschentum möglich wird, so müssen wir bei aller scharfen Betonung der Erziehung zur wissenschaftlichen Erkenntnis und zu sittlicher Tüchtigkeit unsern Schülern doch wenigstens auch einen Ausblick ermöglichen auf jene herrlichen Gefilde des Menschengeistes, wo das Streben und Schaffen geschieht „unter der Verantwortung des göttlichen Wahnsinns“. Nicht nur zu wissen, was wahr ist, nicht nur entschlossen zu werden zu dem, was gut ist, sollen sie lernen, — sie sollen auch hingeleitet werden, zu fühlen, was schön ist. Die Harmonie des Selbstbewußtseins, wie es sich vollzieht in den drei für die Erzeugung der Einheit untrennbaren Grundbegriffen und Grundkräften, des logischen oder wissenschaftlichen Bewußtseins, der praktischen Vernunft oder sittlichen Freiheit, und des ästhetischen Bewußtseins, sie muß auch die Grundlage werden für unsere pädagogischen Geschäfte.

Von der drei Provinzen künstlerischer Bethätigung, der Musik, der Poesie, der bildenden Kunst, scheidet nun bei Erörterung der Frage von der Pflicht der höheren Schule zur ästhetischen Ausbildung der ihr Anvertrauten die erste unseres Erachtens im wesentlichen aus. Denn hier ist Selbstausübung der Weg zum Verständnis, und so fällt die Verantwortung hierfür, abgesehen von dem Chorgefang, der mit Recht stets eifrige Pflege auf der Schule gefunden hat, nicht der allgemeinen Bildungsschule, sondern der Fachschule oder dem privaten Unterricht zu. Aber die beiden andern Gebiete bedürfen um so entschiedenerer Förderung auf dem Gymnasium. Sie verlangen keine Selbstausbübung, sie wollen Weckung des Gefühls, Kräftigung des Verständnisses, Nachempfindung all der schönen und hohen Gedanken die gottbegnadete Menschen gedacht und künstlerisch gestaltet haben. Hier soll der Grund zu einer inneren, geistigen Harmonie gelegt werden. Auf dem einen der Gebiete, der Erziehung zum Verständnis dichterischen Schaffens, hat man nun die Pflicht des Gymnasiums längst erkannt und ihm einen großen Teil der verfügbaren Zeit gewidmet. Aber auch der Erweckung des Verständnisses der bildenden Kunst dürfen wir nicht länger den allgemeinen Zugang zu der höheren Schule versagen.

Die Ziele nun, die wir uns stecken, wenn wir die Forderung aufstellen, daß in anderer Weise als vielfach bisher auf dem Gymnasium durch Heranziehung auch der bildenden Kunst der Sinn für das Aesthetische gepflegt werden soll, sind durch das zuletzt Gesagte schon im Wesentlichen bestimmt. In erster Linie muß es uns gelten, das Auge unserer Schüler zu öffnen, sie langsam, schrittweise hinzuführen zur Betrachtung und Beschreibung eines Kunstwerks. Sie sollen ferner lernen, mit naiver Freude, mit voller Auf-

nahmefähigkeit an ein Bild, eine Statue, ein Bauwerk heranzutreten und eine künstlerische Offenbarung auf sich wirken zu lassen. Sie sollen erkennen, daß unsere höchste Aufgabe die Gewinnung eines persönlichen Verhältnisses zu dem Kunstwerk ist und damit auch die Gewinnung eines selbständigen Urteils, das nichts weiß von dem Geschwätz des „Schön“ „Häßlich“,“. Alles fade Kritisieren und Aesthetisieren sollen sie gründlich verachten lernen, immer wieder von Neuem sich in ein Kunstwerk gern vertiefen wollen, um die schlummernde Seele zu finden. Aber die bildende Kunst soll ihnen auch entgegen treten als ein Teil, und zwar nicht als der geringste, des Ganzen der geschichtlichen, der Kulturentwicklung. Wenn unsere Schüler erfahren, um nur wenige Beispiele aus der Baukunst zu nennen, wie die klare und harmonische Raumentwicklung des griechischen Tempels in unmittelbarem Zusammenhang steht mit dem freieren religiösen Bewußtsein der Griechen, wie ihr nahes Verhältnis zur Gottheit sie den mystischen Schauer des orientalischen Tempelgebäudes vermeiden läßt; wenn sie aus der drängenden Vorwärtsbewegung, der scharfen Betonung der Längsperspektive in der altchristlichen Basilika die ganze persönliche Sehnsucht der Christengemeinde hin nach dem lebenspendenden Altar erkennen; — wenn ihnen die Gebundenheit des romanischen Systems als der Ausdruck einer Zeit erscheint, „in der ein kräftiges Volk gefesselt war unter einem theokratischen System, eingespant in klösterlichen und ständischen Zwang:“ (Matthaei) — andererseits die freie, leidenschaftliche Höhenentfaltung der gotthischen Dome wie ein Siegesgesang des neuen Kulturträgers, des aufstrebenden Bürgertums“ — (nur zum Teil. Die Red.) dann wird ihnen die bildende Kunst nicht mehr als ein zufälliges Accidens erscheinen, sie werden dem innigen Zusammenhang zwischen Kunst und Kulturentwicklung wenigstens ahnen und in ihm eine der reizvollsten Aufgaben der historischen Erkenntnis lieb gewinnen, der sie auch späterhin ihr Interesse bewahren.

Weit schwieriger nun aber, als eine Einigung über die Ziele der Einführung in die bildende Kunst, scheint eine Verständigung, wie diese Ziele auf dem Gymnasium zu erreichen sind! Eine ganze Reihe von Fragen tauchen hier auf.

Das erste war es natürlich, daß man sich nach Gewinnung der Ueberzeugung von der Pflicht des Gymnasiums auch auf dem Gebiete der künstlerischen Erziehung nach irgend einem der vorhandenen Unterrichtsfächer umseh, an das sich die ästhetische Ausbildung der Schüler anschließen könnte. Als der bei weitem beachtenswerteste, und tiefstbegründete erscheint uns nun hier der Vorschlag, die ästhetische Ausbildung dem Zeichenunterricht zuzuwenden, auf dessen Wichtigkeit für die Schulung des Auges und des Geschmacks Männer wie Baumeister, Brunn, Rein und Conrad Lange in seinem trefflichen Buche „Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend,“ (Darmstadt 1893), Jul. Kruspe in einem sehr lehrreichen Programm des Gymnasiums zu Hagenau 1893 u. A. m. hingewiesen haben. Die Analogie mit der Musik ist hier eine ganz schlagende. Das große Interesse und oft auch tiefere Verständnis, das in weiten Kreisen den musikalischen Darbietungen entgegengebracht wird, hängt doch im Grunde mit der vielfachen musikalischen Selbstbethätigung zusammen, die das Ohr in ganz anderer Weise schärft und empfänglich macht, als jede theoretische Unterweisung. Aber, solange der Zeichenunterricht nicht als methodisch ausgebautes Pflichtfach bis in die Oberprima hinein erteilt wird, und zwar, wie C. Lange dies verlangt, von Lehrern mit Univeritätsbildung — welche beiden Forderungen, wie uns

scheint, einstweilen noch wenig Aussicht auf Erfüllung haben — so lange können wir die gewünschte künstlerische Erziehung unserer Schüler dem Zeichnen nicht zuweisen.

Zu diesem Behufe müssen wir zunächst scheiden zwischen den Aufgaben, die wir bei der künstlerischen Erziehung auf dem Gymnasium der Unter- und Mittelklassen, und denen, die wir den Oberklassen zuweisen. Wenn wir auf jenen eine Art vorbereitende Thätigkeit verlangen, so scheint uns die allerdings möglich in dem Rahmen des vorhandenen Unterrichts, vor allem des Deutschen, wo mehr als bisher die Erklärung und Beschreibung von passenden Werken der bildenden Kunst in den Kreis der Betrachtung und auch der Aufsatzthemata gezogen werden könnte. Aber für die Erreichung der weiteren Ziele auf den Oberklassen, vor Allem für die Einbeziehung der bildenden Kunst in das Ganze der Kultur, wie wir es als Forderung aufgestellt haben, erscheinen die Vorschläge, die gemacht sind, um die Einführung in die bildende Kunst vorhandenen Fächern zuzuweisen und anzugliedern, wenig fruchtbar. Am meisten wäre für die Einführung in die alte Kunst vielleicht noch im Geschichtsunterricht der Obersekunda zu erreichen. Aber bei der sehr beschränkten Zeit, die der alten Geschichte auch in den neuesten Lehrplänen zugewiesen ist, wird hier wenig Förderung für die künstlerische Bildung zu erwarten sein. Entschieden verfehlt erscheint mir der Vorschlag, allgemein die Lektüre der griechischen und lateinischen Klassiker zu benutzen, um an irgend welchen Stellen anknüpfend, gelegentlich die Einführung in die bildende Kunst zu besorgen. Hier liegt eine die Kunstbetrachtung wie auch das betreffende Fach schädigende Verwechslung vor von Anschauungsunterricht, der für gewisse pädagogische Kreise ja das Zauberwort ist, mit dem sie alle ihre Schäden zu heilen gedenken, und Kunstunterricht.

Gewiß, jeder Lehrer, der auch nur einigermaßen über seine Aufgabe nachgedacht hat, wird gern und oft die bildliche Darstellung heranziehen, wo sie zur wirklichen Lebendigmachung und Aufhellung einer Stelle gedient. Aber — an jeder Stelle, wo eine der olympischen Gottheiten im Homer auftritt, gleich nach der bildlichen Darstellung zu rufen und diese Gelegenheit zu einem „kunsthistorischen Excurs“ zu benutzen, das ist pädagogische Sünde in zweifachem Sinne: einmal Sünde wider die Forderung, die vor jeder Zerplitterung im Unterricht warnt, zu zweit aber, weil durch diese Art und Weise der fortwährenden Heranziehung von Abbildungen die freie Phantasie des Schülers, die sich ihr eigenes Bild gestalten will, in Fessel geschlagen wird.

Anderer wieder haben auf den deutschen Unterricht hingewiesen, insonderheit auf die Lektüre von Lessing's „Laokoon“ als Gelegenheit zur Einführung der Schüler in Fragen der bildenden Kunst. Nun könnte allerdings unseres Erachtens im deutschen Unterricht der Prima, ebenso wie in dem der Mittelklassen, manches mehr geleistet werden für die Weckung künstlerischen Verständnisses, durch die Wahl der freien Vorträge oder wenn man sich z. B. entschließen wollte, in der so wichtigen philosophischen Propädeutik auch ästhetische Fragen in den Kreis der Betrachtung und Erörterung zu ziehen. Aber für die Erweckung ästhetischen Interesses und die Einführung in die bildende Kunst gerade an der Hand der Laokoon-Lektüre möchten wir uns nicht aussprechen. Wie pädagogisch wertvoll und fast unentbehrlich dieses Prototyp einer wissenschaftlichen Erörterung auch ist zur Klarlegung des Wesens der Dichtkunst, für die bildende Kunst, deren Heranziehung Lessing selbst nur Mittel zum Zweck war, ist das Erträgnis ein geringes, vielleicht

gar irreführendes. Denn abgesehen davon, daß die allermeisten Kunsturteile Lessing's vom Standpunkte der heutigen Kunstwissenschaft unhaltbar sind, sodaß der Lehrer fortwährend zur Kritik gezwungen wäre, sind doch auch die Bildwerke, die dann zur Besprechung gelangen müßten, meist so unwichtig in der Entwicklungsgeschichte der bildenden Kunst, daß ihre Besprechung wenig Förderung für die ästhetische Bildung verspricht.

So bleibt denn nur der Vorschlag, der immer mehr Anhänger zu gewinnen scheint und für den auch wir uns hier aussprechen möchten, einen selbstständigen Kunstunterricht in die Prima unserer Gymnasien einzuführen. Doch nicht als neuen Lehrgegenstand, in dem kunsthistorische Kenntnisse vermittelt werden sollen, Lebensdaten der Künstler, Entstehungszeiten ihrer Werke u. a. m. — nein! — sondern nur als festgelegte Möglichkeit — allerdings entsprechend dem ganzen historischen Charakter der humanistischen Bildung in geschichtlicher Entwicklungsfolge — Kunstwerke zu besprechen, um an ihnen die Liebe zur bildenden Kunst zu wecken und die ästhetische Empfindung zu pflegen. Will man nun aber eine solche selbstständige, nicht an andere Fächer sich anschließende Einführung in den Entwicklungsgang der bildenden Kunst für die Primen unserer Gymnasien befürworten, so ergeben sich gleich wiederum mehrere Fragen, die Beantwortung fordern: 1) Wie ist die Zeit für einen solchen Unterricht zu gewinnen und 2) was soll von der Kunstgeschichte gelehrt werden?

Wie ist die Zeit zu gewinnen? Dürfen wir vorschlagen, auch nur eine Stunde die Woche obligatorischen Unterrichts in der Kunstgeschichte der schon allzureichlich bemessenen Unterrichtszeit unserer Schüler in der Prima hinzuzulegen? Ich glaube kaum. Aber auch für die Einrichtung einer wahlfreien Stunde wöchentlich zur Einführung in die Kunstgeschichte möchten wir uns nicht entscheiden, trotz der warmen Empfehlung Brandts in dem trefflichen Bonner Programm (Ostern 1900). Denn einmal wird für die Teilnehmer eine gewisse Belastung auch hier nicht vermieden, andererseits müssen wir doch allen Schülern wenigstens die Möglichkeit eröffnen, sich die Grundlage zum Verständnis der bildenden Kunst auf dem Gymnasium zu verschaffen.

Bei dem Versuche nun, die ihm nötig erscheinende kunstgeschichtliche Einführung in der vorhandenen Unterrichtszeit unterzubringen, fiel dem Verfasser als geeignete Zeit die jedesmal letzte Woche vor den Ferien in die Augen, und er hat günstige Erfahrungen damit gemacht. Erfahrungsgemäß leidet ja diese letzte Woche vor den verschiedenen Ferienzeiten sehr unter dem Abflauen des Interesses und der Teilnahme am Unterricht. Die Schüler wissen, daß die Zeugnisse geschrieben sind, und so haben sie sich daran gewöhnt, diese letzte Woche als behagliche Uebergangszeit zur Ruhe zu betrachten. Der Verlust also, den die wissenschaftlichen Fächer — am besten wären hier Griechisch und Latein zu gleichen Teilen heranzuziehen — erleiden, wenn jedesmal in dieser letzten Woche täglich eine Stunde für die Kunstbetrachtung abgegeben wird, ist kein allzugroßer. Und er wird reichlich wettgemacht durch die Fülle von neuen Momenten der Anregung, die gerade deshalb, weil sie nicht als Lernstoff geboten werden, besonderes Interesse erregen, vielleicht auch hier und da tiefere Wurzeln schlagen als anderes, das der steten Zensur und Ueberwachung unterliegt. Das gemeinsame Suchen und Finden, wie wir es uns als Hauptmerkmal dieses Unterrichts denken, ist nebenbei aber auch, was nicht zu unterschätzen ist, wohl geeignet, das Gefühl der Zusammen-

gehörigkeit und Sympathie zwischen Lehrer und Schülern entschieden zu festigen. Auf der Unterprima würden wir unsere Kunstgeschichts-Unterweisung auf die genannte Art ca. 24 Stunden und ebensoviel wohl auch auf der Oberprima zu gewinnen sein: eine ganz erfreuliche Anzahl und, wie uns dünkt, bei vorsichtiger Einteilung völlig genügend für die Ziele, die erreicht werden sollen.

Was soll nun in dieser Zeit von der Kunstgeschichte gelehrt werden? Daß die Entwicklung der Kunst im Altertum für den Kunstunterricht auf dem Gymnasium Ausgangspunkt und Fundament sein muß, ist eine Forderung, die jedem selbstverständlich erscheint, der den Vorzug der humanistischen Bildungsweise vor Allem in der Erzeugung der Einsicht in historische Entwicklungsreihen sieht und der in der Kunst der Griechen den unverstiegbaren Strom lauterer Schönheit preist, der durch die Jahrhunderte fließend auch in unseren Tagen noch nichts an seiner Herrlichkeit eingebüßt hat. Und wieviel ungelöste Probleme uns auch, ganz ähnlich wie in der Geschichte des Altertums, in der wissenschaftlichen Behandlung der Kunst des Altertums entgegentreten, die pädagogische Verwertung dieser wie jener wird dadurch nicht beeinträchtigt. Denn aus dem, was uns an gesicherten Resultaten vorliegt, quillt ein solcher Reichtum gerade pädagogisch fruchtbarer Momente uns entgegen, daß vorsichtigste Beschränkung, nicht ängstliches Suchen nach Unterrichtsstoff nötig erscheint. Wo anders läßt sich die gebundene Schönheit der Architektur klarer machen, als an dem griechischen Tempel, jenem Wunderwerke menschlichen Schaffens, in dem Zweckgedanke und künstlerische Idee zu unlösbarer Harmonie zusammenschmolzen, jenem organischen Gebilde, in dem jeder Stein Zeugnis ablegt von einer Weltanschauung, die so sicher auf dem Boden der Wirklichkeit ruhend doch ihre edelste Befriedigung in der Verklärung alles Irdischen findet? Und wenn wir von der griechischen Architektur zur griechischen Plastik übergehen, die zum größten Teil an jener entstanden ist und erst allmählich im Laufe der Jahrhunderte sich als freie Kunst ausgestaltete, wenn wir vor unsern Schülern in den einzelnen augenfälligen Beispielen jene stetige Entwicklungsreihe vorüberführen können, die die Aufgabe immer tiefer gedacht, den Typus immer vollkommener und freier entwickelt zeigt, wenn wir dem sich noch langsamer fast entwickelnden Ausdruck des Psychischen nachgehen, von dem befangenen Lächeln der archaischen Köpfe an bis zu dem Sturm der Leidenschaften in der hellenistischen Kunst dem tiefen Ausdruck des Pathos in den Skulpturen vom pergamonischen Altar oder im Laokoon; oder wenn wir die Gesetze der Stilentwicklung des Reliefs verfolgen oder die der plastischen Giebelausfüllung — sollte da bei unsern Schülern für die künstlerische Betrachtungsweise, für die Beurteilung künstlerischen Schaffens überhaupt nicht ein Fundament gelegt werden können, das sich als stark und sicher und richtunggebend erweist für das ganze Leben?

Mit 2 mal 12 Stunden scheinen uns die hier in aller Kürze skizzierten Aufgaben aus dem Gebiete der alten Kunst in Unterprima wohl lösbar. Da uns nun dem erwähnten Vorschlag zufolge annähernd die gleiche Zeit auch für die Oberprima zu Gebote steht, fragt es sich, was aus dem Gebiete der Kunst des Mittelalters und der neueren Zeit den Schülern noch geboten werden soll. Denn daß auch diese in den Kreis der Betrachtung auf dem Gymnasium einbezogen werde, ist eine Forderung, die sich trotz vielfacher Anfechtung immer mehr Anerkennung verschaffen wird. Abgesehen davon, daß bei der Beschränkung auf die antike Kunst der Schüler von dem ganzen

großen Gebiete der Malerei fast nichts zu hören bekäme, wäre es eine neue Förderung jenes einseitigen, ungerechten Klassizismus, wollten wir unsere Schüler von der ganzen großen Entwicklung der Kunst im Mittelalter, in der Renaissance und in der neuesten Zeit nichts wissen lassen.

Freilich wird hier die Beschränkung des Stoffes eine noch größere sein müssen als bei der Kunstgeschichte des Altertums und vor Allem der Gesichtspunkt der Berücksichtigung des für die deutsche Kunstentwicklung Wichtigsten in den Vordergrund zu treten haben. Auszuscheiden hätte also die ganze französische, englische, spanische Kunst, die niederländische mit Ausnahme vielleicht Rembrandts, die italienische abgesehen von den Hauptwerken der Renaissance; besondere Beachtung aber verdiente die Entwicklung der Baukunst von der christlichen Basilika hin zu der germanischen Bauweise, die man den romanischen Stil nennt, und zu den großen gothischen Domen; ferner die Hauptmeister der deutschen Renaissance, Albrecht Dürers wahre, tiefe Kunst und Holbein, schließlich aber auch die hervorragendsten deutschen Künstler des 19. Jahrhunderts: L. Richter, Kethel, Menzel Böcklin, Thoma.

Wenn wir nun auch der Ansicht sind, daß mit der Lösung der hier geschilderten Aufgaben, der allmählichen Hinleitung der Schüler zur Betrachtung und Beschreibung von Kunstwerken und der in besonderen Stunden erfolgenden Einführung in die Geschichte der bildenden Kunst, die Pflicht des Gymnasiums auf dem Gebiet der künstlerischen Erziehung keineswegs erschöpft ist, wenn vor Allem außerdem eine planmäßige, zielbewußte, geschmackvoll angeordnete Ausschmückung der Schulräume mit Nachbildungen bedeutender Kunstwerke zu fordern ist, weiterhin auch der gemeinsame Besuch von erreichbaren Museen und bedeutenden Werken der Baukunst, so ist auf dem Wege des genannten Vorschlags doch immerhin vielleicht ein guter Schritt vorwärts zu thun. Einer Hauptschwierigkeit freilich ist dabei noch zu gedenken.

Wenn wir in der ganzen Pädagogik des höheren Schulwesens allmählich immer mehr wieder von jener falschen Methodengläubigkeit, die so viele Köpfe gefangen nahm, zurückkommen, wenn der Wert der Persönlichkeit des Lehrers wieder mehr als die Hauptsache angesehen wird, so trifft dies in ganz besonderer Weise den Kunstunterricht. Hier bedeutet Methode und Schema gar nichts, persönliche Wärme und Kraft der Begeisterung alles. Ihr muß sich aber auch ein ziemlich erhebliches Maß von Wissen zugesellen, damit diese Einführung in die bildende Kunst nicht einem Leben von der Hand in den Mund gleiche, sondern einem Schöpfen aus tief sprudelndem Borne. Neue Aufgaben also für einen Stand, dem es an Arbeit sonst wahrlich nicht mangelt. Gewiß! Aber Aufgaben von so eigenartigem Reize, so reich an Stunden edelsten Genusses, daß sich viele gern dazu entschließen werden, wenn nur erst die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Sache allgemein erkannt ist. Schon heute, davon bin ich überzeugt, finden sich in jedem Kollegium einzelne Männer, seien es nun Historiker, Germanisten, Philologen, die diesen Unterricht zu übernehmen wohl im Stande wären und vielleicht nur auf ein Wort der Anregung warten.

Darauf aber kommt es an, daß dies Wort der Anregung bald gesprochen werde, daß bald in größerem Umfange, womöglich an jeder Anstalt praktische Versuche gemacht werden! Anmerk. d. Red. Die einzige Lösung bringt auch hier wie überall die Psycho-Physiognomik.

Eine Experimentalstudie über den Vegetarismus an eigener Person.

Von Sanitätsrat Dr. med. Bilfinger.

2. Teil. „Natürliche Heil- und Lebensweise.“

Hierin veröffentlicht Herr Sanitätsrat Dr. Bilfinger, wie er an sich selbst Versuche mit der vegetarischen Lebensweise gemacht und welche Resultate er darüber erhalten hat.

Er hat sich zuerst ein Probejahr gesetzt, in dem er die vegetarische Diät streng durchführen wollte. Im Anfang hegte er noch große Zweifel, ob die fleischlose Nährweise, auch in unserem Klima und in den hiesigen Verhältnissen vorteilhaft anzuwenden sei. Es wurde ihm etwas leichter, als wohl manchen anderen, die sich solch Opfer, wie es im Anfang scheinen mag, auferlegen würden, da er schon vorher Bier, Wein und Kaffee als Genußmittel betrachtete und selten genoß, auch das Rauchen mied und hauptsächlich frische reine Luft aufsuchte. Seine Mahlzeiten bestanden nun außer ungekochter Milch und Brot aus Obst, roh oder gekocht, frisch oder getrocknet und aus Mehl-, Mais- und Reispeisen und allerlei Gemüsen. Suppen gab es nur ausnahmsweise, und anstatt mit Fleischbrühe waren sie mit Butter und Kräutern bereitet. Auch so bot sich ihm viel Abwechslung in den Mahlzeiten. Er fühlte sich von Woche zu Woche frischer und wohler dabei, war ausdauernder und arbeitslustiger. Je einfacher die Kost, desto besser schmeckte sie ihm.

Die Wissenschaft hat festgestellt, daß der Mensch ohne Kochsalz nicht leben könne, das ist richtig. Aber wenn man bedenkt, wie viel Salz in Obst, Gemüse und Körnerfrüchten enthalten sind, so wird man leicht verstehen können, daß man bei Genuß dieser Speisen vollständig ohne Fleisch mit künstlich zugefügtem Salz leben kann.

Selbstverständlich muß man die Nährsalze darinnen lassen und nicht wie früher stets, auch jetzt noch oft geschieht, die Gemüse abkochen usw. Das Wasser, mit dem die Gemüse aufgestellt werden zum Kochen, wird behalten, denn gerade da hinein ziehen die Nährsalze und es wäre ein Unsinn, das fortgießen zu wollen. Gerade so wäre es, wollte man mit Wasser aufgesetzte und ausgekochte Früchte allein essen und den schönen kräftigen Fruchtast nicht gebrauchen.

Verfasser nahm anfangs etwas an Gewicht ab, doch die Ausdauer nahm immer mehr zu. Das Verlangen nach Spirituosen und anderen Reizmitteln verlor sich, und er brauchte geringere Mengen von Speisen als früher.

Nach Ablauf seiner Probezeit war er völlig überzeugt von den diätischen, ästhetischen, wie auch ökonomischen und sittlichen Vorgängen der vegetarischen Lebensweise. Sein Urteil stimmt mit dem Hufelands ganz überein, der in Makrobiotik sagt: „Man halte sich bei der Wahl der Speisen immer mehr an die Vegetabilien. Animalische Speisen haben immer mehr reizendes und erhitzendes, hingegen Vegetabilien geben ein kühles, mildes Blut. Auch finden wir, daß nicht die Fleisheßer, sondern die, welche von Vegetabilien, Gemüse, Obst, Körnerfrüchten und Milch lebten, das höchste Alter erreichten.“

Freilich wird der Vegetarismus im Volke nur langsam Wurzeln schlagen, da jeder mit sich selbst den Anfang machen muß und dies seine besonderen Schwierigkeiten hat

Der Vegetarismus enthält jedoch so viel Wahres und Schönes, daß er mit der Zeit immer mehr zur Anerkennung und zum Siege gelangen wird.

III. Teil: Die gesundheitliche Begründung der fleischlosen Nährweise.

„Man mache die Menschen gut, und sie werden glücklich sein; man mache

sie glücklich, und sie werden gut sein; man mache sie aber gesund, und sie werden gut und glücklich sein.“

So sagt ein altes Sprichwort. — Die Gesundheit ist nicht nur für den Leib, sondern auch für den Geist von unschätzbbarer Bedeutung.

Ein gesunder Geist lebt nur in einem gesunden Körper, beide gehören eng zusammen. Wie wenig wirklich gesunde Menschen giebt es heutzutage! Man müßte sie mit der Laterne des Diogenes suchen. Aber die Menschen sind größtenteils selbst Schuld an den Uebeln, an denen sie leiden.

Viel trägt unzweckmäßiges Essen und Trinken zur Entstehung von Krankheiten bei. Man kehrt in neuerer Zeit wieder mehr zur Natur zurück und berücksichtigt auch die fleischlose Diät.

Man stellt sich den Vegetarier häufig wie einen lebensmüden Sonderling vor der allen Freuden der Welt entsagt, doch meistens sind gerade die Vegetarier lebensfroh und gesund. Und warum muß denn auch immer Fleisch gegessen werden? Die Menschen haben sich so daran gewöhnt, daß ihnen ein Mittagsmahl ohne Fleisch nicht als solches gilt. Aber bedenken wir doch, welch herrliche Früchte die gütige Mutter Erde hervorbringt; in südlichen Gegenden reifen die schönsten Früchte ohne Zuthun der Menschen, dort wachsen Kokospalmen, Brotbäume, Kastanien, Mandeln, Feigen, Datteln und ähnliche Früchte in Ueppigkeit. — Auch bei uns ist es schön, auch unser Boden liefert, wenn gut bebaut, eine Menge der köstlichsten Obstarten. Aus den verschiedenen Getreidekörnern backen wir schönes Brot; mancherlei Hülsenfrüchte, Kartoffeln und alle möglichen Gemüse bieten Abwechslung. Vor allem lachen uns die Obstbäume entgegen und laden uns zum Genießen ein. Wenn man nun noch Milch, Butter, Eier und ähnliches zu speisen hat, so denke ich, ist es wahrlich genug.

Verfasser betrachtet nun im Folgenden den Vegetarismus vom naturwissenschaftlich- gesundheitlichen Standpunkt aus.

Die ersten Vertreter der Wissenschaft sind sich über die richtige Art der Ernährung noch nicht klar geworden.

Fleisch enthält nicht genügend Stärkemehl, von Fleisch allein kann man nicht leben. Es kommen noch oft Erkrankungen vor durch schlechten Fleischgenuß; trotz der Fleischschau werden noch viele kranke Tiere geschlachtet und verzehrt. Gewöhnlich verlangt das Fleisch einen Zusatz von besonderen scharfen Gewürzen, dies stumpft die Geschmacks- und Geruchsnerven ab, erfordert mit der Zeit immer stärkere Reize und führt oft Krankheiten herbei. Vor allem ist das ein großer Nachteil, daß die Fleischnahrung zum Mißbrauch von Spirituosen zu leicht führt.

Der Mensch ist von Natur aus, wie auch seine Zahnbildung beweist, zum Fruchtesßen geschaffen; es ist auch die natürlichste Nahrung, das beweist die Thatfache, daß noch die Mehrzahl der Menschen fleischlos lebt, etwa 400 Millionen Buddhisten, Chinesen und Japanesen nähren sich fast ausschließlich ohne Fleisch. Man kann nur an die Italiener denken, welche fast kein Fleisch essen, und welche Körperkraft und Ausdauer besitzen sie trotzdem, so daß sie die schwersten Arbeiten mit geringer Mühe verrichten können.

Jeder kann nicht dasselbe vertragen, eines scheidt sich nicht für alle, man muß daher auf richtige Auswahl, Abwechslung und Zusammenstellung der Speisen Rücksicht nehmen. In Bezug auf Verdaulichkeit spielt auch die Art der Zubereitung und die Form, in der die einzelnen Speisen genossen werden, eine große Rolle.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Art der Ernährung auf die Gesinnung das Gemüt, den Charakter der Einzelnen wie ganzer Völker den größten Einfluß übt.

Der Vegetarismus ist durchaus nicht eine bloße Regel fürs Essen und Trinken, sondern im eigentlichsten Sinne einer wahren Kulturfrage zur Veredelung des Menschengeschlechtes.

Diese Gedanken werden vom Verfasser in diesem Teil des Büchleins näher ausgeführt.

IV. Teil: Zur Würdigung des Vegetarismus.

In wenigen Worten bespricht hier Dr. Bilsinger die vegetarische Lebensweise, giebt aber zu, daß nicht für jeden Menschen auf die Dauer diese Nahrung zuträglich sein wird, wie er an vielen Beispielen erfahren. In den meisten Krankheitsfällen erklärt er sie für das beste Unterstützungsmittel der Kur.

Es giebt Menschen, die 20, 30 und noch mehr Jahre hindurch bei dieser Kost gelebt haben und körperlich und geistig frisch und leistungsfähig geblieben sind. Wiederum andere sind nach 20jähriger vegetarischer Lebensweise wieder zur gemischten Kost zurückgekommen. Doch sicher ist, daß eine zeitweilige fleischlose Nährweise mit reichlichem Obstgenuß für die meisten einen günstigen Einfluß ausüben wird.

V. Teil: Meine jetzige Stellung zum Vegetarismus.

Verfasser hat selbst Jahre hindurch streng vegetarisch gelebt, drei Jahre lang nur ungekocht, von Obst, Brot und etwas Milch, doch kann nicht jeder Mann bei den jetzigen noch unnatürlichen Verhältnissen auf die Dauer ohne Fleisch leben. Manche, die viel in geschlossenen Räumen sich aufhalten, viel sitzen und wenig Muskelaarb it haben, gebrauchen von Zeit zu Zeit künstliche Reizmittel, wie das Fleisch zur Aufrechterhaltung ihrer Leistungsfähigkeit.

Verfasser selbst lebt jetzt größtenteils von vegetarischer Kost, verschmäht aber ab und zu, je nach Bedürfnis, die Fleischnahrung nicht.

Man muß den Mut und die Charakterstärke dieses hochverehrten Arztes darin bewundern, daß er mit ungebeugter Willenskraft diese wichtigen diätetischen Streitfragen eingehend theoretisch untersucht und die praktischen Seiten dieser Frage durch Experimente und Versuche am eigenen Körper erforscht hat.

Ich kann das Büchleichen jedem warm empfehlen. *) E. Frieda Tuchfeld.

Der ideale und der reale Jesus.

Von Dr. G. v. Langsdorff.

Infolge der Vorträge und einer persönlichen Unterhaltung mit der wunderbaren Missionspredigerin, Gräfin Schimmelmann, welche überall, wo sie auftritt, es versteht, die Zuhörer zu fesseln, fühle ich mich bestimmt, ihrer idealen Vorstellung eines Christus, der „sein Blut für uns vergossen“, eine reale entgegen zu stellen, wobei Vernunft und Gefühl allerdings mit einander in Kampf kommen, was aber der individuellen Anschauung zuzuschreiben ist, die uns beherrscht.

Eine sorgfältige, sich von allen mit der Muttermilch eingesogenen Vorurteilen frei machende Untersuchung wird zeigen, daß der historische Jesus oder das Galiläische Medium und der theologische Jesus der Christenheit zwei wesentlich verschiedene Eindrücke veranlaßt, je nachdem man sich von der Vernunft (die wir von der Gottheit erhalten) oder dem Gefühle leiten läßt, was individueller Natur ist.

Es ist thatsächlich nicht zu leugnen, daß alle Religionen — alter und später Zeit — im Grunde genommen nur aus einer Quelle (Nächstenliebe)

*) Verlag von H. Hartung u. Sohn, Leipzig.

entsprungen sind, daß aber der Glaube darauf bestimmte Dogmen aufgesproßt hat, wodurch die Reinheit der betreffenden Religionsstifter stets getrübt wurde.

Die dem Judentum zu Grunde liegenden Elemente waren eine Sühne durch das Blut, wie es die levitischen Priester lehrten, was auch von den Vermittlern einer königlichen Gesetzgebung anerkannt wurde. So lehrten zuerst Aron und Moses, dann die Priesterschaft und schließlich die Regierung (der König). Diese jüdischen Elemente gingen später auf den theologischen Christus über, als den göttlichen Vermittler der Sühne-Opfer. Hierin finden wir also eine Verschmelzung des Christentums mit dem Judentum.

Eine zweite Verschmelzung erhielt das Christentum durch die Griechisch-Alexandrinische Ära des Plato, den späteren Logos, womit die göttliche Inkarnation, die Wunder, die Auferstehung des Fleisches vereinbart wurde. Dies geschah auf Befehl des Kaisers Constantin, der seine Residenz von Rom nach Konstantinopel verlegte, weil er die Notwendigkeit einsah, die westlichen Anschauungen mit den östlichen in Einklang zu bringen. Dieses künstliche Verweben der Plato'schen Philosophie mit der jüdischen Anschauung geschah im Jahre 325 n. Chr.

Eine dritte Verschmelzung ging später in Rom vor sich, wo der Glaube des Athanasius die Macht der Bischöfe einsetzte, die dann das Papsttum schufen, hierdurch kam der Katholizismus zu solchem Ansehen.

Somit können wir, Schritt für Schritt gehend, drei bestimmte Verschmelzungen nachweisen, die schließlich dem großen Nazarener zugeschrieben wurden. Er war ohne Zweifel das, was wir heute ein verleugnendes Medium nennen, welches zugleich hellsehend, hellhörend, heilend und überhaupt alle heute zur wissenschaftlichen Kenntnis gekommenen Phasen der Sensitivität besaß, der aber durchaus nicht das zu sein beanspruchte, zu dem ihn die orthodoxe Kirche machte, nämlich ein Vermittler einer blutigen Sündenvergebung, als welcher er die Sünden aller Menschen auf sich genommen, während wir, ruhig fortsündigend, einfach durch den Glauben an ihn von allen Uebeln befreit werden können.

Der Mensch Jesus ist eine historisch merkwürdige und schöne Erscheinung, aber der Gott Jesus Christus geht rein nur den Glauben an und ist eine Verschmelzung von Selbsttäuschung der Priesterschaft. Wer bei einiger Vernunft offene Augen hat, wird das begreifen können, und wer die Gräfin Schimmelmänn zu hören Gelegenheit haben wird, muß sich sagen, daß, wenn sie statt Jesus einfach mein Schutzgeist sagen würde, sie viel eher den Nagel auf den Kopf treffen würde. Immerhin kann sie als eine Vorläuferin und Vermittlerin zwischen Orthodogie und Spiritualismus angesehen werden. —

Becquerelstrahlen.*)

Den ungewöhnlich großen Eindruck, den die Entdeckung der Röntgenstrahlen und ihrer Eigenschaften auf alle Naturwissenschaftler hervorrief, konnte man am besten daran ermessen, daß jede naturwissenschaftliche Disziplin und

*) Wir entnehmen diesen interessanten Aufsatz der „Chemischen Zeitschrift“, Centralblatt für die Fortschritte der gesamten Chemie, herausgegeben von Prof. Dr. F. Abrens-Breslau, Verlag von S. Hinzl in Leipzig. Ueber die Quelle des Aufsatzes bemerkt das genannte Blatt: „Der Artikel ist nach einer in der „Sammlung chemischer und chemisch-technischer Vorträge“ Band 7, Heft 1 (Stuttgart, Ferd. Enke) soeben erschienenen Arbeit des um die Kenntnis der radioaktiven Substanzen hervorragend verdienten Dr. F. Giesel-Braunschweig gegeben. Die Broschüre, die in deutscher Sprache zum ersten Male eine vollständige Uebersicht über diese überaus wichtige Materie gibt, wird auf allgemeinstes Interesse und größte Anerkennung rechnen dürfen.“

ihre berufenen, oft auch ungerufenen — Vertreter in ihrer Sphäre die Anwendbarkeit der neuen Strahlen zur Gewinnung fortschreitender Erkenntnis prüften. Für den Physiker galt es dagegen in erster Linie, die Natur der geheimnisvollen Strahlen und ihre Herkunft festzustellen; dabei neigte man anfänglich der Ansicht zu, daß die x -Strahlen von der Phosphoreszenz der Glaswand im Innern der Vakuumröhre ihre Abstammung herleiteten. Das war zwar irrig, doch führte die weitere Prüfung dieser Annahme zu der noch wunderbarerem Entdeckung der Becquerelstrahlen.

Becquerel versuchte nämlich, ob nicht überhaupt phosphoreszirende resp. fluoreszirende Körper die Eigenschaft besäßen, Röntgenstrahlen auszusenden und fand, daß in der That Urankaliumsulfat die Fähigkeit besitzt, durch opake Schirme hindurch die photographische Platte zu beeinflussen. Becquerel erkannte aber bald, daß die Fluoreszenz, also eine Belichtung des Uransalzes, hierzu gar nicht erforderlich ist, daß selbst das gar nicht fluoreszirende Uranmetall Strahlen aussendet, daß auch monatelanges Aufbewahren der Uransalze im Dunkeln ihre „strahlende“ Wirksamkeit nicht beeinträchtigt. In der Art ihrer Entstehung, die spontan und konstant und deren Energiequelle trotz vielfacher Bemühungen noch nicht aufgeklärt ist, unterscheiden sich die Uran- oder Becquerelstrahlen von den Röntgenstrahlen, mit denen sie sonst vieles gemeinsam haben; so verbreiten auch sie sich geradelinig, werden weder reflektirt noch gebrochen oder polarisiert, machen die Luft durch Ionisation leitend u. dergl. m. Man erkannte bald, daß außer Uran, seiner Mineralien und Salzen auch andere Substanzen, so die Thorverbindungen und thorphaltigen Mineralien (G. G. Schmidt) Strahlen aussenden und bezeichnet seit-her alle derartigen Körper als radioaktiv. Auch die schwächste Radioaktivität läßt sich mit Hilfe einer photographischen Platte nachweisen, wobei man zur Vermeidung von Täuschungen die Platte in eine durch ein dünnes Aluminiumblech verschlossene Kassette legt; für stärkere Radioaktivität ist der mit Baryumplatincyannür bestrichene Fluoreszenzschirm ein vorzügliches Beobachtungsmittel. Um auch die schwächsten Phosphoreszenz-Erregungen noch sehen zu können, ist es notwendig, daß das Auge im Dunkeln längere Zeit ausgeruht hat.

An dem Studium der radioaktiven Substanzen haben nun in erster Linie das Ehepaar P. und S. Curie, dann F. Giesel, K. A. Hofmann, Debierne, Demarcay, Bemont, Asanasjen, Crookes u. A., mehr oder weniger hervorragenden Anteil gehabt.

Die Curies fanden bei ihren Untersuchungen, daß die böhmische Pechblende etwa viermal, der Chalcolit zweimal so stark als Uranmetall wirksam war, was an sich nicht möglich sein dürfte; künstlich dargestellter Chalcolit zeigte thatsächlich denn auch eine Aktivität, die zweieinhalbmals geringer war als die des Urans. Daraus schloß das Forscher-Ehepaar, daß jene stark aktiven Mineralien noch unbekannte Elemente enthalten müssen, welchen in hervorragendem Maße die Strahlungsenergie innewohnen müßte. Als sie nun daran gingen, die Pechblende analytisch zu zerlegen, erhielten sie daraus ein kleines Wismutpräparat, welches bereits hundertmal aktiver war als Uran; da gewöhnliches Wismut inaktiv ist, so nahmen die Curies in ihrem Präparat die Anwesenheit eines neuen Elementes, Polonium, an, dessen zweifellose Existenz allerdings auch bis heute nicht erwiesen ist.

Aus dem aus der Pechblende abgetrennten Baryum isolierten die Curies ein Element, Radium, dessen Chlorid und namentlich Bromid (Giesel) bedeutend löslicher ist, als die entsprechenden Baryumsalze. Aus ca. 1000 kg. Uranerzurückständen erhielt Giesel ca. 0,5 g Radium-Baryumbromid.

Im aktiven Thor nimmt Debierne als wirksames Prinzip das Element Aktinium an; R. Hofmann und Strauß fanden Aktivität an aus verschiedenen uran- und thorhaltigen Mineralien abgetrennten Bleisulfat.

Von allen diesen Trägern der strahlenden Materie ist durch Spektral-Untersuchungen das Radium als neues Element sichergestellt; Demarçay und nach ihm Runge stellten die folgenden drei Hauptlinien im Ultraviolett A: 3814,7; 4340,8; 4683,2 fest. Beim Polonium wurden nur Wismutlinien, beim Aktinium nur Thorlinien beobachtet. Das aktive Blei soll ebenfalls im Ultraviolett eine starke Linie geben. Das Atomgewicht des Radiums liegt höher als bei 174, es dürfte dieses Element als das höhere Homologe des Baryums im periodischen System zu betrachten sein.

Die reinen Radium-Präparate zeigen eine sehr hohe Wirksamkeit; die photographische Platte wird in nächster Nähe sofort geschwärzt; die erhaltenen Bilder sind Schattenbilder ohne die feinen Details der Röntgen-Photographien. Ein Theil der Radiumstrahlen vermag noch einige Centimeter dicke Metallplatten zu durchdringen, während der andere Theil derselben schon von sehr dünnen Metallplatten nicht durchgelassen wird. Giesel beobachtete, daß die Radiumsalze ihre Aktivität fast ganz verlieren, wenn man sie in Wasser auflöst; läßt man aus solcher Lösung die Salze krystallisieren, so sind sie anfangs auch kaum wirksam; die Strahlung nimmt aber im Verlaufe einiger Tage und Wochen bis zum Maximum zu. Die übrigen aktiven Stoffe zeigen diese Eigentümlichkeit nicht.

Eine große Anzahl von Körpern wird durch die intensiv strahlenden Präparate zur Phosphoreszenz erregt, so Glas, Baryumplatincyanür, Urankaliumsulfat, Sidotblende, naphthionsaures Natrium, Flußpat, Diamant, Sinchoninbifulfat, auch Wasser und sehr stark Petroleum.

Die Luft wird in nächster Nähe von stark wirkenden Präparaten ozonisiert! Glas färbt sich violett oder braun; geschmolzenes Kaliumsulfat grün; mit etwas Soda geschmolzenes Natriumsulfat violettgrau bis dunkelviolett; ebenso färben sich auch Steinsalz, Bromkalium und Flußpat unter Belichtung mit Radiumstrahlen und zwar dringen diese Färbungen tief in die Substanz ein; sie verblässen aber im Tageslichte. Papier, in welchem Radiumpräparate längere Zeit aufbewahrt wurden, wird braun und brüchig, ebenso verliert Celluloid seine Festigkeit.

Auf der Haut ruft Radiumbestrahlung, wie Giesel an sich festgestellt hat, heftige Entzündung und dauernde Zerstörung des Haarwuchses hervor; im lebenden Pflanzenblatt verschwindet das Chlorophyll.

Im magnetischen Felde erfahren die Becquerelstrahlen starke Ablenkung; die ablenkbaren Strahlen weisen eine negative elektrische Ladung auf; Becquerell und Dorn konnten auch eine Abstoßung der Strahlen durch negativ geladene Körper beobachten. Ersterer berechnete die Energie der von einem Quadratcentimeter ausgehenden Strahlung zu einigen zehnmilliontel Watt pro Sekunde und danach einen Verlust an ausgestrahlter Energie von 1 mg. in einer Milliarde Jahren.

Uebrigens haben die Curies gefunden, daß die meisten Metalle durch Bestrahlung mit Becquerelstrahlen selbst radioaktiv werden, doch geht diese inducierte Aktivität schnell zurück; auch die Luft oder andere Gase, die sich beim Glühen radioaktiver Präparate über denselben befinden, werden ebenfalls stark aktiviert.

Woher die radioaktiven Substanzen die Energie für ihr geheimnisvolles Licht hernehmen, ist vorläufig ein Rätsel, das seiner Lösung noch harret.

Anmerk. d. Red. Diese Vorgänge sind von Huter auf philosophischen Wege längst entdeckt und erklärt, wo jene Forscher nur Stückwerk fanden.

Die Heliodastrahlen ihre chemischen, physiologischen und psychischen Wirkungen.

Spruch.

Ach, daß wir doch dem reinen stillen Wink
Des Herzens nachzugeh'n so sehr verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in un'rer Brust,
Ganz leise, ganz vornehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu flieh'n.

Goethe.

Es ist eine betäubende Erscheinung in unserer Zeit, daß man nur das als wahr und recht betrachtet, was die Wissenschaft von den Universitäten herab als wahr und wertvoll gemünzt hat. Die Kulturvölker leiden fast ohne Ausnahme an der Bevormundung des Akademikertums und alles Gute, Wahre und Nützliche, was der Mensch selbst findet erkennt und empfindet, wird offiziell als Blödsinn gebrandmarkt, als wenn niemand weiter Anspruch auf einen gesunden Menschenverstand machen dürfte als wer Dr. der Theologie, Dr. der Juri, Dr. der Medizin oder Dr. der Philosophie ist. Man ist in seiner Einfalt so tief gesunken, das allgemein der Glaube verbreitet ist und genährt wird, erst mit dem Doktor beginnt der vernünftige Mensch. Kein Wunder, daß auch neuerdings die Techniker sich abgemüht haben den Dr. Jug zu erreichen, schade um die deutsche Technik, sie wird nun wohl ihre frische belebende fortschrittliche Kraft verlieren und ebenfalls dem Chinesentum verfallen, genau so wie unsere Universitätswissenschaften und die größte Zahl ihrer Jünger. Ein Goethe wies aber wie vorstehender Spruch am Anfange dieses Artikels beweist, darauf hin, daß die eigene innere Stimme des Gefühles und der Vernunft zu schätzen und zu beachten ist und wenn dieses Gefühl eine göttliche Kraft in sich trägt, dann allein ist es der höchste Wahrheitsführer und nicht die offizielle Wissenschaft, die vielfach das Gefühl unterdrückt, ja, es direkt verhöhnt und nur allein den Verstand der verdrehten Gelehrten als Richtschnur aller Bethätigungen im Volke und im Staate lobpreist. Ich will in einem besonderen Artikel auf den wesenlosen Schein, ja auf das Verderbliche dieser akademischen Bevormundung hinweisen, damit will ich nicht die ehrliche Wissenschaft bekämpfen, sondern fördern und das Recht des Einzelnen frei legen und kräftigen. Ich schicke diese Einleitung darum voraus, weil meine Entdeckung der Heliodastrahlen noch nicht der akademischen Vormacht bekannt wurde, folglich von dieser noch nicht eingewertet oder verworfen sein kann, daß darum nun aber nicht der Schluß gezogen werden soll, „ja, wenn die Heliodastrahlen existieren, warum sind sie denn nicht von der Wissenschaft längst anerkannt“? — das heißt so viel, was ein Virchow oder sonst ein D. der Wissenschaftspäpste noch nicht gesehen und sich günstig darüber geäußert, das existiert nicht, so denken die meisten Menschen! Aber der Schluß ist falsch und der große Shafespaere sagte: Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde von dem sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt. Also die Heliodastrahlen, was sind sie? nun, in meinen Lehrvorträgen habe ich seit Jahren nachgewiesen, das nach meiner neuen Lebenslehre das Leben der Zelle und aller Lebewesen welche aus dieser entstanden sind, als Pflanzen, Tiere, Menschen, drei Lebensgrundkräfte in sich tragen.

1. Die magnetische Lebensenergie,
2. Die Lebens-Öd-Atmosphäre,
3. Die Helioda-Lebensstrahlen.

In der Pflanzenwelt ist die magnetische Lebensenergie vorherrschend, die Helioda hingegen tritt mehr zurück, sie lebt aber besonders stark auf in den Blüten der Pflanze, die Blüten und Blumen atmen daher auch etwas von lebendiger Seele im Pflanzenleben. In der Tierwelt herrscht neben der magnetischen Lebensenergie, die Lebens-Öd-Atmosphäre vor, desgl. auch bei niedrig entwickelten Menschen. Die Lebens-Heliodastrahlen kommen hingegen gegenüber der magnetischen Lebensenergie und der Lebens-Öd-Atmosphäre erst ins Uebergewicht bei den höher entwickelten Geistesmenschen und dadurch wertet sich seine göttliche Natur ein. Nicht die akademische Wissenschaft die magnetisch aufgezogene und weiter gepflanzte, also die einen negativen Charakter hat, schafft höhere Geistesmenschen, nein, die angeborene Dualität der höchsten Geistes- und Lebenskraft schafft Lichtmenschen, welche neue Wahrheiten finden und der Welt verkünden. Wahrheiten, welche die Mehrzahl der akademischen Maulwürfe durch ihre degenerierte oft unter das Tier herabgesunkenen Lebenskraft des Öds, nicht einmal mehr eine Verbindungsfaser zu dieser höhern Wahrheit in sich finden können. Die natürlichen unverbildeten guten Menschen mit ihrer gut erhaltenen Ödgabe, stehen daher großen Entdeckungen und Gedanken näher als wie die verbildeten und meist verdorbenen Zunftwissenschaftler. Aber es giebt noch edle gut erhaltene Geister unter den Akademikern, allerdings eine äußerst geringe Zahl, diese fördern mit Begeisterung auch jede gute Wahrheit. Dieser Geistesadel zählt auch zu meinen Freunden.

Die Lebens-Helioda-Strahlen bergen aber je stärker sie sich entwickeln, desto mehr wunderbare hohe Kräfte in sich, Kräfte, übermenschlicher, ja göttlicher Natur. Ein solcher von der Natur selten Begünstigter bin ich auch geworden, ich darf es eigentlich nicht aussprechen, man könnte das als Ueberhebung ansehen, — doch um nicht mit der Wahrheit in Konflikt zu kommen, bin ich gezwungen dieses gestehen zu müssen, denn ich bin der Entdecker der Heliodastrahlen und ich hätte die Helioda nicht entdecken können, wenn ich nicht so außergewöhnlich mit dieser Kraft ausgestattet wäre und sie nicht durch Tausende von Thatfachen erprobt hätte.

Man wird nun vielleicht sagen, wenn man über solche Kräfte verfügt, warum nützt man sie denn nicht aus? diese Frage hat etwas scheinbar Berechtigtes, aber diese Kräfte sind an das seelische Leben der Persönlichkeit gebunden, also ganz andere Kräfte als wie Elektrizität, Dampfkraft, Federkraft usw., sie lassen sich daher mehr seelisch entfalten, das heißt: Wissenschaftlich, moralisch, und aesthetisch mehr subjektiv. Ferner wird man einwenden, warum stellt man solche Kräfte nicht in den Dienst der Wissenschaft, damit meint man in den Dienst der Zunftgelehrten. Ich muß antworten im Interesse meines guten Namens und meines Seelenfriedens nicht, denn man würde wahrscheinlich, mich entsetzlich verhöhnen und öffentlich verlächeln, wohl gar als einen Berrückten, ins Irrenhaus sperren, wenn ich diesen, zum Teil bestienhaften Gelehrtennaturen, meine heiligen Wahrheiten, meine Entdeckungen und Kräfte offenbaren würde, genau so wie man den Erfinder der Dampfmaschine eingekerkert hat, den Astronomen Kepler schändete und folterte und wie die Gelehrten, Richter und Staatsmächtigen einen Christus als Schwindler und Verbrecher geißelten, vor Gericht schleppten, verurteilten und Kraft des Gesetzes hinhingelassen.

Diese geschichtlichen Lehren halten mich mit großer Sorge ab, daß ich in die Hochburgen der Universitäten dringe, sie veranlassen mich, daß ich mehr unter das Volk gehe, unter Menschen mit noch gesundem Denken, bravem

Herzen und gutem Streben. Aber ich habe schon Gelegenheit öfter genommen, mich in die gelehrten Kreise vorzuwagen, bin aber erschrocken über die Dummheit die dort herrscht, man kann tausendfache Thatsachen vorführen, stammen sie nicht von einem Manne der nicht vor seinen Namen den Geheimrat und Professortitel setzen kann, dann glockt man sich verwundert an und kommt zu dem Schlußreferat, ja da scheinen ja neue Kräfte vorzuliegen, aber sie sind noch durch Nichts bewiesen, das heißt so viel, sie lügen die Thatsachen so lange aus der Welt, bis einige gelehrte Wissenschaftspäpste die Gnade haben, sie anzuerkennen. Damit aber diese Herren überhaupt nicht dazu kommen, dafür sorgt man dann durch Einstellung und achselzuckendes Gerede und bemächtigt sich dann gar ein verdorbener Zeitungsreporter der Sache, so kann man sicher sein, daß er glaubt sich wichtig zu thun, wenn er einen abfälligen Artikel darüber schreibt. Es ist also Glück, wenn man per Zufall an einen gesunden Gelehrten gelangt, oder an einen Zeitungsherrn der die Sache würdigt und versteht, wodurch meine Heliodastrahlen und die damit im Zusammenhang stehenden Kräfte noch zu meinen Lebzeiten weiteren Kreisen bekannt werden. Vielleicht kommt noch einmal das Glück, ich suche es nicht, denn vom Glück muß man sich suchen lassen. Eine gewisse Befriedigung trage ich schon in mir, für mich allein, das ist diese Kraft selber und daraus schöpfte ich ein noch höheres Glück, das ist, diese Kraft im Dienst des Besten stellen zu können und das geschieht durch meine Forscher- und Reformarbeit. Ich fand eine neue Weltanschauung, ich entdeckte zahlreiche noch unbekannte Dinge, ich schuf die tiefe Geisteslehre von der Psycho-Physiognomik und im Anschluß an diese die höchste Lehre vom Glück, vom Guten und Schönen, die Religion der ethischen Schönheit und habe das Glück, diese Lehren verbreiten zu können mit dem Bewußtsein, der Menschheit das Beste zu geben, was sie nur erreichen kann und dieses Glück läßt mich Verzicht leisten auf öffentliche Ehren und Guldigungen, es läßt mich alle Opfer bringen und sogar Verkenning und Undank tragen, wo ich sie erlebe.

Heute möchte ich aber meinen lieben Lesern die interessante Mitteilung machen, daß ich durch meine Heliodastrahlen nicht nur Aenderungen bei unheilbaren Krankheiten hervorgerufen habe, die die Heilendenz bewirkten, sondern auch auf schlechte oder leichtsinnige oder schwache Charakterzüge heilsam einwirkte, Formwirkungen und telepathische Verbindungen herstellte und schließlich schon chemische Veränderungen hervorrief. Bekannte die ich besuchte, welche Monate lang schwer chronisch leidend waren, wurden durch meine Gegenwart binnen wenigen Tagen und Stunden ohne irgend welches Zuthun gesunder, ja in kurzer Zeit gesund, daher auch die Verehrung dieser lieben Anhänger für mich, die oft kein dritter begreifen kann.

Epileptiker, Gelähmte, heilte ich mit wenigen Strichen der Hände. Verbrecherische Menschen wurden unter meinen Augen oft vortreffliche Menschen, sie fielen erst ab durch längeres Fortsein von mir.

Hochfiebernde die mit dem Tode rangen und durch kein ärztliches Mittel gebesser werden konnten, genasen zusehends unter meinen Händen.

Gegenstände, welche Personen längere Zeit bei sich getragen z. B. Ringe, in meine Hand genommen, machten mich hellsehend und hellfühlend vermittelt der Heliodastrahlen. Ich werde gelegentlichst weiter darüber berichten, das Interessanteste von allem ist aber der Fall, daß Personen, welche ich vor dem Tode heliodasierte keine Spuren von Verwesung zeigen, selbst bei heißen Sommertagen bleiben solche Leichen ohne Verwesungsmerkmale. Beistehendes Bild zeigt solchen Fall der verstorbenen Frau Niefstrath in Heiligenkirchen bei Detmold. Die liebe Verstorbene war

meine Freundin und Anhängerin, sie starb aus Alterschwäche, sie wünschte keinen Arzt, nur meine öftern Besuche, ihr Wunsch wurde erfüllt. Nach dem Hinscheiden bekam die liebe Frau eine wunderbare Schönheit in allen Körperformen und besonders im Gesicht so schön und edel, wie sie nie im Leben gewesen war und das Nütselhafte war, die Leiche zeigte keine Spuren von Verwesung bis zur Einsargung trotz der heißen Sommertage.

Meine Heliodastrahlen hatten also eine chemische und formbildende Kraft hinterlassen, die selbst im toten Körper noch nachwirkte. Wer sich näher davon überzeugen will, wende sich an Herrn Schuhmachermeister Niesrath in Heiligenkirchen bei Detmold, der und alle seine Verwandte, auch sein Bruder Marineoffizier Niesrath in W. können diese Thatsache bestätigen. Was wird aber die verdorbene Gelehrtenwelt sagen? „Das ist Einbildung und was wird sie noch thun, sie wird wenn ich Tausende Male mit dem Experiment die Thatsachen wieder vorführen



würde, sie wird die Thatsachen aus der Welt lügen und sagen, das kann ja auch andere Ursachen haben. Ja liebe Leser offizielle Wissenschaft und thatächliche Wahrheit sind genau so verschieden und oft so weit von einander entfernt wie offizielle Kirche und echte Religion, so fern von einander, daß manche offizielle Wissenschaft die unversönliche Feindin der Wahrheit ist, genau so wie manche Kirchenlehre die unversönliche Feindin der Religion ist. Gegensätze wie Licht und Schatten. In unserer heutigen Zeit ist man in wissenschaftlichen Kreisen notorisch verschworen gegen den gesunden Menschenverstand. Dinge und Kräfte die gegen kindische Gelehrten sprechen könnten, werden gebrandmarkt, nur Wahrheit will man aus Prinzip nicht, man will herrschen und materiell genießen und in unverdienten Ehren leben und dazu ist jedes Mittel recht. Betrug und Lüge sind die Hauptstützen der modernen Wissenschaft und wehe wer sie antastet. Wir haben Beispiele genug in neuester Zeit durch die offizielle Heze gegen das Gebet und gegen den Spiritualismus. So lange es Menschen

gegeben hat, suchten sie Trost im Gebet, wenn bei Krankheit nichts mehr hilft, das letzte ist das Gebet, wie aber schändete man in den letzten Monaten die Menschen, die glaubten durch Gebet zu heilen, wie schändet man die heiligsten Wahrheiten des Spiritismus und doch steht die christliche Religion wie jede Religion aller Zeiten mit ihren Wurzeln im Spiritualismus, das heißt in der Unsterblichkeitslehre.

Entwicklung zur Unsterblichkeit, nach der Huterischen Weltanschauung.

Wenn einst Dein Sterbeglöcklein schlägt,
Dann falte fromm die Hände,
Ergreife tief, was Dich bewegt
Und schnell zum Himmel sende

Mit einem Wort mit einem Blick
Dein ganzes Erdenwallen
Und glaube, daß auch Dein Geschick
Mit Deinem Tod wird fallen.

Und höher in dem Jenseits steigt
Die Seele Deines Leibes,
Geboren durch den Tod sich zeigt
Der Geist als Kind des Weibes.

Das Weib, das Deine Mutter war,
Das ist Dein Körper eben,
Der aus sich selbst die Seel' gebar,
Damit sie fort kann leben.

Die Mutter opfert sich dem Tod
Mit der Geburt des Kindes,
Die Liebe war ihr höchst Gebot —
Gesetze Gottes sind es.

Der Vater ist die Gottheit dort,
Die allen Stoff befruchtet,
Zum Vater geht der Geist hinfort,
Den Geist, den ihr versuchtet.

Die Mutter siehst Du nimmermehr,
Sie löste sich in Erde,
Doch ihren Abglanz, ihre Sphär',
Die trägt hinfort ein Werde.

Denn in dem Jenseits voller Lust,
Da zieht aus dunkler Erde
Den Staub des Leibes dieser Welt
Geheiligt an das Werde.

Dort oben paart sich Geist und Stoff
Im wundersamen Glanze,
Nach oben sieh und streb' und hoff'
Wie Blumen einer Pflanze.

Entwick'le Dich zur Herrlichkeit
Aus dem, was Dir gegeben,
Und sei zum Sterben stets bereit
Und streb' zum höher'n Leben!

Huter vom Heine.

Der Huterische Bund.

Der Huterische Bund entwickelt sich nach den neuen Statuten, welche eine zentralistische Organisation unter fester Führung des Herrn Huter geschaffen haben, vortrefflich weiter. Die Zweiggruppen blühen und gedeihen und nach und nach gliedern sich die alten verschiedentlich abgeneigten Vereinigungen wieder an. Es war der Fehler früher gemacht, daß Huter die Oberleitung der jungen Vereine nicht annehmen mochte, auch nicht seinen Namen den Vereinen geben, er wollte die vollste freiheitliche Entwicklung der einzelnen Vereine wahren ohne seinen Einfluß. Dieses hatte sich als eine Unmöglichkeit erwiesen, denn die Bescheidenheit und Zurückgezogenheit des Herrn Huter, wurde ihm mit Undank und Unartigkeiten gelohnt und die Freiheit wurde zur Untreue mißbraucht, der eine oder andere Gemeindegroß wollte klüger sein als der Meister und hatte kaum dessen Elementarlehre erfaßt. Ja man verwechselte die Huterischen Lehren teils mit Spiritualismus, teils mit Naturheilkunde oder auch mit Phrenologie hin und wieder auch mit den Bestrebungen der ethischen Gesellschaften. Das kam daher, weil auf allen diesen Gebieten sich Anklänge an die Huterischen Lehren vorfanden. Der tiefer Eingedrungene weiß aber, daß die Huterischen Lehren zu viel Neues und Originales bringen, als daß sie mit dem Altbekanntem verwechselt werden könnten. Darum war es auch den Tieferblickenden und treuen Anhängern Huter's ein Bedürfnis auf dem ersten Kallistophen Kongreß im vorigen Jahre zu Detmold, den neuen jetzt festgegliederten Huterischen Bund zu gründen, mit treuer

Einigkeit der Mitglieder untereinander und mit voller Ergebenheit an ihren Meister und daher legten sie auch die Führung dieses neuen Bundes in die Hände ihres Lehrers und erbaten sich von demselben die Benennung des Bundes nach seinem Namen, damit der Verein künftig vor Entgleisungen und Abzweigungen von der echten Huterischen Weltanschauung geschützt bleibt. Die Erfahrung hatte nämlich gelehrt, daß alle die entgleisenden Sonderbestrebungen von früher, oder auch die Versuche die Huterischen Lehren in die Bestrebungen der Naturheilbewegungen, der Theosophie des Spiritismus der Phrenologie usw. aufgehen zu lassen nur mit Opfern der Wahrheit gebracht wurden. Die Huterische Weltanschauung ist viel zu hoch und weit über diese bekannten Reformbestrebungen welche nebenbei gesagt, auch ihre guten Berechtigungen haben, entwickelt. Die Huterische Lehre glänzt und wird glänzen, wie eine ewige unvergängliche Sonne, mitten zwischen und hoch über allen Reformideen der Gegenwart und Zukunft. Die Huterische Weltanschauung ist nur verständlich für die Besten und tiefsten Denker aller guten Reformen und Fortschritte. Die demokratisch-fortschrittlichen, die Naturheil-Bewegungen, die Friedens-, die theosophischen, ethischen und spiritistischen Bestrebungen, die internationalen, künstlerischen und wissenschaftlichen Vereinigungen, sie alle sind notwendige Vorläufer, die Bodenbereiter für die Huterische Weltanschauung und für den Huterischen Weltbund.

Unser Bund kann es sich nur zur Aufgabe machen, aus diesen Reformkreisen die besten Elemente zu sammeln und zusammen zu schließen, deswegen sollen die Betreffenden nicht jenen Spezialreformbestrebungen entzogen werden, mögen sie ruhig weiter wirken im alten Geleise aber neue Kraft und Wahrheit holen aus dem Huterischen Bunde und so wird dann auch unser Bund blühen und gedeihen zum Segen der Gegenwart und der Nachwelt zum Zwecke der Gesundung, Veredelung, Bereicherung und Beglückung des Menschengeschlechts.

Ein treues Mitglied des Huterischen Bundes.

Einladung

und Programm zum diesjährigen Pfingst-Kongreß des Huterischen Bundes zu Detmold.

Treu im Bunde!

An alle edlen Freunde und Mitkämpfer

Steht, Brüder fest und treu im Bunde,
Dann kommt das Heil in früher Stunde,
kehr'ts wahre Glück, die Freunde ein —
Und hier wird schon ein Himmel sein!
O laßt der Liebe flammen, sprühen,
Auf das sie zündet, wo schon glühen
Die Herzen still in ihrer Kraft!
Treu, Brüder! Einigkeit ist Macht!

W. Beith.

Alle Mitglieder des Huterischen Bundes werden zum diesjährigen Pfingst-Kongreß welcher in Detmold am Mittwoch nach Pfingsten den 21. Mai beginnt und drei Tage dauert, herzlich einladen.

Der diesjährige Kongreß verspricht besonders rege Teilnahme der Mitglieder und sollte sich kein Mitglied das nicht durch dringende Umstände abgehalten ist, ausschließen. Der Kongreß ist in diesem Jahre so gelegt, daß die auswärtigen Mitglieder gleich an ihre Pfingstreise diese Kongreßreise anschließen können. Jeder kann die Pfingsttage in der Fremde oder daheim erst froh, in aller Ruhe genießen und dann mit Geistesfrische an den Kongreßverhandlungen teilnehmen. Der diesjährige Kongreß wird besonders die neue

Guterische Psychologie und die Vorzüge des sich daraus ergebenden Heilsystems behandeln, im Anschluß daran sollen die Agitationspläne dargelegt werden. Der Anfang zum psychologischen Museum kann wahrscheinlich den Kongreßteilnehmern im Guterischen Hause schon vor Augen geführt werden und schließlich ist für Ausflüge und festliche Unterhaltung gesorgt. Das Programm der Festordnung der Vorträge und Verhandlungen ist wie folgt:

1. Tag Mittwoch den 21. Mai. Mittags von 12—1 Uhr: Vorstellung der teilnehmenden Gäste im Hause Guter, Elisabethstr. 37.

Die Bundesmitglieder tragen als äußeres Abzeichen eine Rosette oder Schleife in den Bundesfarben, „blau orange hellgrau,“ auf der Brust sichtbar und werden von Detmolder Bundesmitgliedern auf dem Bahnhofe empfangen und zum Präsidenten geleitet. Die Züge laufen von Herford und Altenbecken Mittags von 12 und 12½ Uhr ein.

1½ Uhr gemeinschaftlicher Gang zur Mittagstafel im Hotel Lippischer Hof. Beginn der Tafel präzise 1½ Uhr, vor Beginn wird eine kurze Ansprache von Herrn Strothenke Detmold gehalten. Nachmittags 3 Uhr nach der Tafel, Eröffnung der wissenschaftlichen Vorträge. Folgende Themata sind in Aussicht gestellt:

1. Die neue Guterische Weltanschauung und Lebenslehre und ihr Einfluß auf die geistige Entwicklung und Vervollkommnung des Menschen, wie auf die Menschheit im allgemeinen, von Carl Guter.

2. Die Vorzüge des Guterischen Heilsystems über alle bisher bekannten Systeme, führen es zum Heilsystem der Zukunft. (Mit anschließender Diskussion.) Redner: Ein Schüler Guter's. — Die originalen Entdeckungen in der Guterischen Körper, Gesichts- und Seelenausdruckskunde (Psycho-Physiognomik) wodurch dieses System einzig und allein die Quelle in Guter und seinen Forschungsarbeiten hat (mit anschließender Diskussion) Rednerin: Eine Schülerin Guter's.

Schluß der Vorträge und Diskussionen 6 Uhr. 6¼ Uhr Abfahrt mit der elektrischen Bahn nach Heiligenkirchen, dortselbst bei Gastwirt Schnatmann Kaffee und Abendessen 7 Uhr. Abends 10 Uhr Rückfahrt nach Detmold.

2. Tag Donnerstag den 22. Mai. Morgens 8 Uhr Versammlung im Hotel Frankfurter Hof, Anträge, Vorträge u. Verhandlungen.

1. In welchen Punkten berührt die Guterische Weltanschauung die Reformbestrebungen der Gegenwart z. B. Theosophie, Spiritualismus, Naturwissenschaft, Materialismus, Anthropologie Phrenologie, Graphologie, Homöopathie, Biochemie, Heilmagnetismus, Naturheilkunde, Chirurgie, Hygiene, Vegetarismus, Mäßigkeitsbestrebungen, Frauenbewegung, Friedensbewegung, Jugendstil und fortschreitende Kunst, Rechtsreform, Schulreform, soziale, demokratische und aristokratische Strömungen und warum können die Anhänger der Guterischen Lehren sich keiner dieser Reformbewegung ganz anschließen? und warum ist daher der Guterische Bund eine Notwendigkeit?

2. Warum sollen die Mitglieder des Guterischen Bundes allen guten Reformbewegungen sympathisch und freundschaftlich gegenüberstehen und mit denselben Fühlung haben, ohne sich selbst und die Treue an den Guterischen Bund zu verlieren?

3. Die Psycho-Physiognomik und das Volk, die Geldaristokratie, die Gelehrten, die Künstler, die Höfe und die Presse.

4. Wie kann die Psycho-Physiognomik künftig am besten gefördert werden? vielleicht durch eine Kommission aus Mitgliedern des Guterischen Bundes, welche durch ihre warme und thätige Wirksamkeit für den Bund einen logenartigen Charakter annimmt.

Diesbezügliche Anträge und Vorschläge. 11 Uhr vormittags Schluß der Versammlung und warmes Frühstück. Im Anschluß daran Besichtigung der Stadt und Wanderung durch den Buchenwald, Hübdejer Berg, Schützenberg und Wald-Allée, darauf 2 Stunde Ruhepause für Jeden in seinem Heim. 3 1/2 Uhr Nachmittags-Versammlung im Hotel Lippischer Hof.

Anträge und Vorschläge bezüglich der Agitation für den Huterischen Bund.

1. Antrag, betreffend Herstellung und Verbreitung von geeigneten Flugblättern und Volksschriften.
2. Antrag, betreffend Anbahnung von Vorträgen und Lehrkursen, öffentlich, oder in Vereinen, Privatziirkeln usw. zum kommenden Herbst und Winter.
3. Antrag, betreffend Unterstützung des Huterischen Museums für Psychologie, Physiognomik und Kalligraphie, durch Ansammlung und Ueberweisung von wertvollen Beiträgen und Geschenken.
4. Antrag, betreffend Förderung und Unterstützung der Huterischen Lehranstalt und Verlegung dieser Anstalt nebst Museum nach einer geeigneten Großstadt.
5. Antrag, betreffend Gewinnung von vortrefflichen Leuten aus allen Volkskreisen und auch von einflußreichen Privat-Personen höherer Stände für den Huterischen Bund.
6. Antrag, betreffend die Gewinnung der Behörden und der Presse für den Bund.
7. Antrag, betreffend die Weiterentwicklung und den Ausbau des Bundes als wissenschaftlicher gemeinnütziger Weltverein im In- und Auslande, Agitations- und Organisationspläne größeren Stils.

Schluß der Versammlungen abends 7 Uhr. 7 1/4 Uhr Einnahme des Kaffee mit Imbiß im gleichen Lokal und 7 1/2 Uhr Beginn des Konzerts mit Festgesängen und Aufführungen. Abends 11 Uhr Tafel und nachdem Ball.

Freitag, den 23. Mai: Morgens 10 Uhr Versammlung im Saale des Hotel Lippischer Hof. 10 1/4 Uhr Ausflug zum Hermannsdenkmal 11 1/2 Uhr Waldfrühstück mit Schwarzbrot und Schinken im Teutoburger Walde und im Anschluß daran, Befestigung des Hermannsdenkmals. 1 Uhr Abmarsch nach Johannaberg, 2 Uhr Tafel im Hotel Johannaberg bei Berlebeck. 4 Uhr Fußtour oder Wagenfahrt von Johannaberg nach den Externsteinen, daselbst 5 1/2 Uhr Kaffee bei Ulrich Externsteinen und von 6 1/2 bis 8 Uhr Vertrauliche Besprechungen von Bundesangelegenheiten eventuelle Grundsteinlegung zur Großloge der Kalligraphischen Brüdergemeinschaft des Huterischen Bundes, als besondere Arbeits-Kommission des Bundes. 8 1/2 Uhr letztes gemeinschaftliches Mahl und 11 Uhr abends Rückfahrt per Wagen nach Detmold.

Die einzelnen Festkarten zu diesen programmmäßigen Mahlzeiten Wagentouren, Ball, Festspielen, Aufführungen, Vorträgen und Verhandlungen kosten 20 Mark und sind bis zum 15. Mai an Frau Henny Huter, Elisabethstr. 37 Detmold, anzumelden, bei der Anmeldung ist der Betrag 20 Mark ebendaselbst für die Festkarte gütigt mit einzusenden. Eventuelle U e b e r s c h ü s s e werden der Bundeskasse überwiesen.

*) Es werden Festkarten nur an Bundesangehörige und deren Familienmitglieder abgegeben. Um baldigste Anmeldungen und zahlreiche Beteiligung bittet der Vorstand des Huterischen Bundes. Detmold, den 20. April 1902.